

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Die Badische Schule. 1934-1939 1937

11 (19.5.1937)

Die badische Schule

Sachbearbeiter: Professor Michel Fuhs, Karlsruhe, Welzienstraße 18b

Wintersonnenwende.

Von Wilhelm Kraft.

In ihrer Wälder Knospenhülle
Wirgt sich der Hügel braune Herde
Und lauscht, einwachsend in die Stille,
Sehnsüchtig nach dem Puls der Erde,

Ob schon die Quellen in der Tiefe
Sich lösen aus dem Bann der Nächte,
Ob ihr verlor'nes Leben riefte,
Austauchend aus dem Grund der Schächte,

Ob in des Weltenraumes Weiten
Das Sonnenherz schon neu erglühe
Und höher schlagend, diesen Breiten
Den Lebensstrom entgegensprühe.

Wie werden einst die Hügel klingen,
Wenn ihrer Wälder hohe Hallen
Im Orgelklang der Winde schwingen
Und in den Chor der Quellen fallen!

Wenn unter goldnen Strahlensaiten
In Farben jauchzen alle Dinge,
O wundes Herz, nach allen Leiden
Dann singe, singe, singe!

Der neue Staat hat den Begriff einer art-eigenen germanischen Sittlichkeit zum feststehenden Wertmesser für das sittliche und religiöse Geschehen im deutschen Volke erhoben. Dieser Begriff darf nicht verwechselt werden mit dem, was im Lauf der Geschichte als „germanische Sitte“ in vielfach abgewandelten Formen zutage getreten ist. „Sittlichkeit“ ist eine der Rasse eigentümliche Seelenkraft, das gestaltende Prinzip, aus welchem der völkische Lebensstil erst seine alle verpflichtende sichtbare Formung erfährt: die „Sitte“. So wandelbar die von wechselnden äußeren Einflüssen politischer, kultureller oder wirtschaftlicher Art abhängige Sitte erscheint, so unveränderlich erweist sich in der Geschichte die innere wirkende Kraft, das heißt das völkische Wesen.

Die Erkenntnis, daß die entscheidenden Formkräfte eines Volkes sich unverändert erhalten, solange die völkische Substanz nicht etwa infolge Rassenmischung oder durch sonstige verursachte Rassenverschlechterung entartet, ist eine Grundvoraussetzung nationalsozialistischer Welt- und Geschichtsanschauung. In ihrem Lichte erscheint „Geschichte“ als „Charakterdeutung, Darstellung eines Wesens im Ringen um die Ausgestaltung seines eigensten Ichs“ (Rosenberg), sie begründet den Begriff eines überpersönlichen und überzeitlichen Wesens „Volk“, das für den Nationalsozialisten keine Abstraktion, sondern unmittelbare Wirklichkeit bedeutet. Ohne den überzeugten Glauben an die Dauerhaftigkeit der völkischen Wesensgesetze, „die zwar unter verschiedenen Formen miteinander ringen, in ihrer Wirkungsrichtung sich jedoch gleich bleiben“ (Rosenberg), verliert völkische Haltung ihren tiefsten Sinn. Wir können schwerlich bis zur Selbstaufopferung einer Sache dienen, die morgen schon durch zufällige Geschehnisse entsetzt, vielleicht schon bald dem Prinzip ähnlich sein kann, das wir heute bekämpfen. Tatsächlich kann nur oberflächlicher Betrachtung die Wirksamkeit zeitloser, völkisch gebundener Wesenskräfte in der Völkergeschichte entgehen. Diese Kräfte sind auch dort wirksam, wo man sich ihrer nicht bewußt ist oder sie leugnet. Als entscheidend erweisen sich in der Geschichte nicht künstlich gezogene oder übertragene Lehren (Humanität, Demokratie usw.), sondern die völkischen Wirklichkeiten.

Hieraus erklärt sich bei den modernen „Demokratien“ der Widerspruch zwischen Lehre und Verfahren, die immer noch vorhandene Möglichkeit zu ganz im Gegensatz zu ihren angeblichen Idealen stehendem nationalsozialistischen Einsatz. Was uns von ihnen weltanschaulich scharf scheidet, ist unser Bekenntnis zu diesen völkischen Kräften, unser Bekenntnis zur Wirklichkeit. Unsere weltanschauliche Arbeit gilt dem großen Ziel, diese Wirklichkeit unserem ganzen Volke bewußt zu machen und es damit von allen inneren Widersprüchen, die beste Kräfte binden und lähmen, zu befreien. Dies ist die Aufgabe, vor die der geschichtliche Augenblick nicht uns allein, sondern alles echte Volkstum der Welt

stellt. Nur zu vollem Bewußtsein gebrachtes Volks- und Rassegefühl, das alle lebensfremden Ideologien folgerichtig abschüttelt, wird es vermögen, sich gegen die anstürmenden völkerzerstörenden Weltfeinde erfolgreich zu behaupten. Nur im Unterbewußtsein der Völker treibender Nationalismus dagegen wird, wie wir zur Genüge beobachten können, von seinen erklärten Feinden zu seinem eigenen Schaden eingesetzt werden, und dies um so erfolgreicher, je elementarer seine Ausbrüche erfolgen. Die Zeit ist reif für ein weltweites Bewußtwerden der völkischen Wirklichkeiten, und man mag darin die geschichtliche „Sendung“ des Bolschewismus erblicken, daß er die gesunden Völker zu diesem notwendig gewordenen Bewußtsein zwingt und die Schwachen vernichtet.

Das als letzte völkische Wirklichkeit unbegreifliche völkische Wesen unseres Volkes kann durch Symbolworte wie „Ehre“, „Freiheit“, „Persönlichkeit“ als erlebter Wert der Erkenntnis nähergebracht werden. Unerlebte, lehrhafte Vermittlung ist ganz unmöglich. „Germanische Sittlichkeit“ bezeichnet im Grunde nichts anderes als diese Worte. Alle diese Worte zeigen ein und dieselbe Sache, nur von verschiedenen Gesichtspunkten aus gesehen. Wie Ehre, Freiheit und Persönlichkeit nichts Verschiedenes bezeichnen, zeigt Alfred Rosenberg am religiös gedachten Begriff des Eckhartschen „Sünkleins“: in der religiösen Sphäre, als der eigentlich schöpferischen, fließen alle echten rassehaften Symbole zusammen.

Der heutige weltanschauliche Kampf geht um eine Neuprägung dieser Begriffe. Der „liberalistische“ Geist leugnet ihren tiefen Ursprung, benutzt ihre immer wieder zu weckende Wirksamkeit höchstens zu propagandistischen Zwecken; das völkische Erleben aber erhebt sie zu heiligen Sinnbildern des völkischen Lebens. Der weltanschauliche Liberalist steht diesem Erleben mit grenzenloser Verständnislosigkeit gegenüber. Durchdrungen von einem ebenso blutleeren wie starren Glauben an die Vernünftigkeit seiner Grundsätze, hält er Worte für Zeichen unverrückbar gegebener Größen in der Art der Rechenziffern. So ist es erklärlich, daß er behaupten kann, der Nationalsozialismus habe ihm nichts Neues zu sagen, und daß ihm dennoch alle folgerichtigen Schlüsse aus der nationalsozialistischen Weltanschauung falsch, utopisch oder wahnsinnig erscheinen. Weil ihm das Vertrauen zum Erleben mangelt, glaubt er bloß „was er sieht“. Infolgedessen begnügt er sich mit Schale, Form, Erscheinung, — Dingen, die in jeder möglichen deutschen Weltanschauung stets eine untergeordnete Rolle spielen. Dem Nationalsozialisten kommt es dagegen gerade auf die Dinge an, die der Liberalist nicht sieht oder nicht sehen will: die lebendigen inneren Kräfte, die Wirkungsgesetze, die Zielrichtung, das Schicksalhafte und Zukunftsträchtige.

Der Liberalist kann sich z. B. „Persönlichkeit“ am ehesten im Gegensatz zur Gemeinschaft vorstellen. Es ist

eine Auffassung, die folgerichtig zu völkischer Zer-
setzung führen muß, die aber in Philosophie, Kunst
und Literatur maßlos verherrlicht wurde, bis sie
schließlich das entscheidende Kriterium für den wahren
Begriff des „Zelden“ darzustellen schien. Fast alle Ge-
bildeten Europas sind, oft unbewußt, dieser unnatür-
lichen Auffassung erlegen oder machen ihr Zugestän-
nisse. Sie schleicht sich auch dort ein, wo man sie nicht
vermuten würde. In seinem Buch „Germanentum“
schreibt Andreas Zeusler: „Ein weiter Abstand
trennt den altgermanischen Lebensstil von unserem
heutigen! Den Hauptunterschied hat man zuweilen
darin sehen wollen, daß damals der Mensch noch nicht
zur freien Persönlichkeit erwacht war; daß er ge-
bunden war durch das Sippenband und andere Grup-
pengefühle, durch starre geheiligte Formen, die sein
ganzes Denken und Handeln umklammerten. Es herrsch-
ten Sitte und Sippe ...“ Wenn Zeusler, auf die
großen Gestalten der isländischen Saga hinweisend,
erwidert: „Sie zeigen kein geringes Maß von persön-
licher Eigenart, von Durchbrechung der Herkommens-
schränken und eigenwilliger Lebensgestaltung,“ so
scheint er mir damit lediglich eine seiner Meinung
nach überspitzte Ansicht einzuschränken, das vorge-
schlagene Kriterium zur Bestimmung des Begriffs „freie
Persönlichkeit“ aber gelten zu lassen. Sollte es wirk-
lich, soweit Sitte und Sippe tatsächlich herrschten,
um die „freie Persönlichkeit“ geschehen gewesen sein?
Konnte sie nur dort gedeihen, wo unbändige Charak-
tere den Zwang der Überlieferung abschüttelten und
nach eigenen Gesetzen lebten? Dann wären innerhalb
der durch Sitte und Sippe gebundenen germanischen
Welt nur einige wenige Übermenschlichen und Außen-
seiter als Persönlichkeiten zu bezeichnen, wäre Per-
sönlichkeit nur möglich in der Überwindung alles
dessen, worauf jahrtausendlang das germanische Leben
glaubenstümlisch, staatlich, rechtlich, wirtschaftlich und
künstlerisch beruht hatte. Eine erstaunliche Ansicht
gegenüber einem Volke, dessen ganzes Dasein organisch
und bewußt auf persönliche Leistung und Führertum
aufgebaut ist, das, wie schon G u i z o t unter dem Bei-
fall G o e t h e s äußerte, der Welt die Idee der per-
sönlichen Freiheit gebracht hat! (Eckermanns Gespräche
mit Goethe, 6. 4. 1829.)

Das Mißverständnis beruht auf der unbesehenen An-
wendung des liberalistisch verfälschten Begriffs „freie
Persönlichkeit“ und auf der Vermischung zweier welt-
anschaulich grundverschiedener Problemstellungen. Mit
Hilfe durchaus liberalistischer Wertmaßstäbe kommt
das Urteil „freie Persönlichkeit“ oder „keine Persön-
lichkeit“ zustande. Seine moralische (und damit ent-
scheidende) Wirksamkeit aber erhält dieses Urteil erst
dadurch, daß dem liberalistisch konstruierten Begriff
nun, ohne Rücksicht auf die Art seiner Entstehung,
das Wertgefühl des ganz anders gearteten v o l k -
h a f t e n Begriffs der Persönlichkeit untergeschoben
wird. Nun ist das zustimmende oder ablehnende Ur-
teil fertig, und damit ist nicht nur ein grundsätzlicher
geschichtlicher Standpunkt eingenommen, sondern auch
das politische Wollen irregeleitet und seiner einzig
möglichen volkhaften Grundlage beraubt. Denn dieser
typische Vorgang beschränkt sich nicht auf den einen
Begriff, sondern läßt sich bei all den Tausenden von

Wörtern und Vorstellungen beobachten, die das geistige
Leben der Völker unablässig beeinflussen und formen.
Nur so ist es möglich, daß lebensfremde und lebens-
feindliche Theoretiker die „öffentliche Meinung“ be-
herrschen: sie schöpfen, bewußt oder unbewußt, aus
dem mythischen als dem einzig geschichtlich wirksamen
Gehalt der Volkssprachen. An das unkritische Ohr des
Volkes klingen Worte, die ihm noch von volkhaften
Wertvorstellungen erfüllt sind; es entschließt sich zu
Befolgschaft und Einsatz, ohne seine „Führer“ zu ken-
nen, die in Wirklichkeit eine ihm fremde Sprache
reden, eine Sprache, die wohl die Worte der Volks-
sprache verwendet, mit diesen Worten jedoch gänzlich
andere Vorstellungen und Wertmaßstäbe verbindet, als
das getäuschte Volk. So erklärt sich die falsch an-
gewandte Treue, mit der beste Deutsche der marxisti-
schen, ultramontanen oder irgendeiner anderen volks-
feindlichen Fahne folgten oder noch folgen, so auch
die erschütternde Verblendung, in der man in der
Welt sogenannte demokratische Ideale verherrlicht und
damit dem Bolschewismus die Tore aufstut. Die gren-
zenlose Sprachverwirrung, die uns die liberalistische
Zeit hinterlassen hat, ist zur größten Gefahr für alle
völkische Eigenart und damit für alle lebendige Kultur
der Welt geworden. Zwischen den natürlichen Vor-
stellungen der Völker und dem geschichtlichen Einsatz
dieser Vorstellungen im wirksamen Wort spielen sich
Vorgänge von schicksalhafter Bedeutung ab. Die völk-
fische Sprache wieder zum unverfälschten Ausdruck
der völkischen Vorstellungswelt und Weltanschauung
zu machen, ist eine der wichtigsten Aufgaben. Von
ihrer Lösung hängt es bei jedem Volke ab, ob die
Mißleitung völkischer Kräfte aufhören wird, ob die
Völker wieder Führern Befolgschaft leisten werden,
die rückhaltlos zum Herzen ihres Volkes sprechen
können, und die zu Neuprägern des sprachlichen Aus-
drucks für die großen, tragenden, artgemäßen Ideen
ihres Volkstums werden.

Wie weit in den so verschiedenen Weltanschauungen
des Liberalismus und des Nationalsozialismus die Be-
griffe auseinandergehen können und welche ungeheure
politische Bedeutung einer klaren weltanschaulichen
Entscheidung zukommt, zeigt der Begriff „P e r s ö n -
l i c h k e i t“ mit besonderer Eindringlichkeit. Die
Problemstellungen, die für die Auffassung dieses sitt-
lichen Grundbegriffs hier und dort entscheidend sind,
haben genau gesehen keine Ähnlichkeit miteinander.
Beim Liberalismus lautet das Problem: I n d i v i -
d u a l i s m u s oder K o l l e k t i v i s m u s; beim National-
sozialismus: P e r s ö n l i c h k e i t und G e m e i n s c h a f t.
Dort handelt es sich um zwei Begriffe, die sich ausschlie-
ßen, weshalb „Persönlichkeit“ nur im Aufstand gegen die
kollektiv gedachte Umwelt möglich erscheint. Hier
dagegen stehen hinter den beiden Begriffen erlebte,
wirkliche Werte, die sich natürlich ergänzen, und deren
Spannungen nicht zerstören, sondern im Gegenteil zu
aufbauenden Leistungen führen. Ein grundlegendes
positives Ergebnis solcher schöpferischer Spannung zwi-
schen Persönlichkeit und Gemeinschaft ist die Erkenntnis
„G e m e i n n u t z g e h t v o r E i g e n n u t z“, die
als Grundlage germanischer Gesittung in das Partei-
programm eingegangen ist.

Germanische Sittlichkeit läßt sich nicht denken ohne

recht verstandene, volkhaftere Persönlichkeit, und diese nicht ohne Freiheit und Ehre. Ihre Grundlage ist nicht eine abstrakt ausgedachte Sittenlehre (philosophische Ethik) oder Glaubenslehre (Dogmenreligion), sondern der germanische Mensch, wie Gott ihn geschaffen hat: sittlich frei, ehrbewußt und in gemeinschaftsbezogener Leistung sich erfüllend. Darum ist die Frage nach dem Wesen germanischer Sittlichkeit eine Frage zugleich nach dem Wesen germanischer Persönlichkeit, und darum kann Persönlichkeit im germanischen Raum in keinen entscheidenden Gegensatz gestellt werden zu Sippenband und „anderen Gruppengefühlen“, unter denen wir doch nur die unverbrüchliche germanische Gefolgschaftstreue, die Sippentreue und die (allerdings nicht immer in gleichem Maß entwickelte) Volkstreue verstehen können. Was man dem Germanen andichten möchte, ein dumpfes, unpersönliches Herdengefühl, ist gerade ihm am allerwenigsten eigen. Gerade die für germanisches Leben in allen Zeiten bezeichnenden Männerkampfbünde (Gefolgschaften) haben mit solchem Herdengefühl nicht das geringste zu schaffen, sind aufgebaut auf rein persönlichem, willensmäßigem und scharf bewußtem Einsatz ausgeprägter Charaktere. Der germanische Führer führt auf Grund seiner persönlichen Leistung. Seine Stellung ist nicht entscheidend bestimmt durch Macht, sie ist in erster Linie sittlich bestimmt durch Beziehung auf Gemeinschaft. Sie wird anerkannt durch persönlichen Entschluß der Geführten. Diese Art von Führertum, wie es uns Tacitus und die nordischen Quellen in eindrucksvoller Übereinstimmung bezeugen, ist die auf tiefstem germanischen Wesensgrunde beruhende, weshalb sie auch trotz aller Umformungen und Verfälschungen im Verlauf unserer Geschichte immer wieder in ursprünglicher Reinheit spontan hervortritt und bis heute wahrhaft volkstümlich geblieben ist. Man kann die seit Jahrtausenden unverändert gebliebene rassenhafte Grundlage dieser germanischen Lebensform im Ernst nicht bezweifeln. Tacitus hat sie richtig beurteilt, obwohl das Römertum seiner Zeit solch unbedingtes Treueverhältnis zwischen Führer und Mann nicht mehr kannte. Diesen weiten sittlichen Abstand spiegeln seine Worte „es ist keine Schande, einer Gefolgschaft anzugehören“ (Germania, 13). Dem nüchtern beobachtenden Römer offenbarte sich das Geheimnis der germanischen Wehrkraft: sie beruht nicht auf dem (spätgermanischen) poetisierenden Glauben an ein jenseitiges Wallhall, sondern auf der politisch wirksamen Tatsache einer diesseitigen Treue. Nicht die träumerische Vorstellung einer individualistisch gedachten Belohnung in einer „besseren“ Welt gab dem Germanen die sittliche Kraft, sich dahinzupferen, sondern der Gedanke an das, was die Edda schlicht nennt „das Urteil über jeden Toten“ (pathetisch übersetzt mit „des Toten Tatenruhm“). Dieser Ehrgedanke ist die gewaltigste sittliche Macht in aller germanischen und deutschen Geschichte. Er ist weder individualistisch noch kollektivistisch, er ist die größte Leistung einer kämpferischen, hochstrebenden Volkspersönlichkeit, geoffenbart im lebendigen Wirken sittlich freier Einzelpersönlichkeiten, sinnvoll allein durch Beziehung auf sittlich und blutlich gebundene Gemeinschaft. Er trägt nordvölkisches Leben in selbstverständlicher politischer und kultureller Wirksamkeit

über Jahrtausende vor der Taufe, er allein trug es auch, zum Knecht eines angeblich höheren Wertgesetzes erniedrigt, nicht selten verdächtigt und gehaßt, über das kirchliche Zeitalter in einen neuen Abschnitt der deutschen Geschichte, in dem der deutsche Mensch ihn wieder bewußt als höchsten Wert seines völkischen Seins, als unsterbliches natürliches Gesetz seines Volkstums und damit als in seinem Volke sichtbare Schöpferkraft Gottes verehrt.

Alles, was sich aus diesem Ehrgedanken folgerichtig als System weltanschaulichen Verhaltens und wirksamer Leistung ergibt, ist die ungeschriebene, aber lebendige „Sittlichkeit der germanischen Rasse“. Hinsichtlich der germanischen Wehrkraft gewann dieses Prinzip für Tacitus sichtbare Gestalt in der Form der Gefolgschaft: „Schmachvoll ist es für den Führer, im Kampf an Tapferkeit übertroffen zu werden, schmachvoll für die Gefolgschaft, dem Führer an Tapferkeit nachzustehen. Lebenslang in Schimpf und Schande lebt, wer nach dem Kriegerode des Führers lebend den Kampfplatz verläßt.“ (Germania, 14.)

Wie lange vor den Zeiten des späten Römers mögen diese Grundsätze in Geltung gewesen sein? Zweifellos verdanken wir ihnen die frühgeschichtliche Gewinnung des deutschen Lebensraums „von der Maas bis an die Memel, von der Elbe bis an den Belt“, im tausendjährigen Kampf mit den waffentechnisch überlegenen Illyrern, Kelten und Römern. Da schon war es die „Kraft des Gemüts“, die die Siege erstritt, nicht zahlenmäßige Überlegenheit und rohe Naturkraft! Weder die keltische noch später die römische Kultur ist von naiven Naturkindern zertrümmert worden; es siegte eine Weltanschauung, die deshalb wertvoller war, als alle materiellen und geistigen Errungenschaften der Gegner, weil ihre Träger zu selbstverständlicherem und unbedingterem Einsatz bereit waren. Diese Tatsache ist eigentlich durch genügend unanfechtbare Zeugnisse bestätigt; sie konnte nur einer Betrachtung entgehen, der „Bildungsgüter“ schwerer wogen, als ganze Menschen, weil sie vergaß, daß nur ganze, und das heißt nicht nur körperlich, sondern auch sittlich ungebrochene Menschen, Schöpfer und auf die Dauer Träger echter Kultur sein können. Elegische Betrachtungen über die „barbarische“ Zerstörung von Kulturschätzen durch muskelstarke „primitive Vorden“ sind wenig mehr angebracht in einem Deutschland, das den „Sieg des Glaubens“ über eine raffinierte, dabei aber saft- und kraftlose „Geistigkeit“ feiert. Was aber für die gegenwärtigen Lebensgrundlagen deutschen Wesens gilt, gilt auch für die vergangenen; und Geschichtsbetrachtung ist, nach Krieck, „die zeitliche Tiefendimension“ unseres Weltbildes. Wir messen daher den völkisch-rassischen Bedingtheiten der überlieferten geschichtlichen Ereignisse eine weit höhere Bedeutung bei, als es noch die jüngste Vergangenheit tat, und gelangen so bei der Betrachtung der Tatsachen, die auch ihr schon zum größten Teil vorlagen, zu einem unserer Weltanschauung entsprechenden Geschichtsbild. Dem hörnergeschmückten, bärenfellbedeckten „alten Deutschen“, dem Raubtier, das schläft, wenn es nicht jagt oder frißt“ (Joh. Chph. Adlung, „Älteste Geschichte der Deutschen“, vgl. Kossinna,

„Die deutsche Vorgeschichte“, S. 10), hat unsere Jugend schon den verdienten Abschied gegeben. Sie weiß, daß diese Sorte von „Urgermanen“ nicht in der Vorzeit lebte, sondern erst in neuerer Zeit in einigen merkwürdigen Exemplaren in Erscheinung getreten ist (vgl. Adolf Hitler, „Mein Kampf“, S. 396: Blechschwerter und präparierte Bärenfelle). Erstaunlich, wie unter stillschweigender Duldung seitens der besser unterrichteten Geschichtswissenschaft ein solch verzerrtes Typenbild in unserem Volk sich erhalten konnte, wo jede unverdächtige Quelle von Tacitus bis Prokop, jedes bessere Tongefäß, jedes Bronzeschwert, jede Lure, jedes Ornament oder Heilszeichen aus drei vollen Jahrtausenden vorchristlicher germanischer Geschichte verkündete, daß die Grundlagen germanischen Wesens geistig-sittlicher Art sind! Man vergleiche hinsichtlich des Vorwurfs gegen die Wissenschaft nur das gewiß weit überholte und nur positiv zu berichtigende „Realexikon der germanischen Altertumskunde“ (Zoops), dessen Artikel schon ein Bild germanischen Lebens geben, zu dem das volkstümliche Germanenbild paßt, wie die Faust aufs Auge! Nicht einmal diese hinter unseren heutigen Erkenntnissen zurückbleibenden Ergebnisse unverdächtig-objektiver Forschung sind heute außerhalb unserer weltanschaulich wachen Jugend selbstverständlich geworden! Man lese zum Beweis etwa die Beiträge von Fleischer über Musik, Musikinstrumente, Gesang usw.!

Doch soll hier nicht zum tausendsten Male bewiesen werden, daß die Germanen eine in ihrer Eigenart hochstehende Kultur hatten. Sie haben in ihrer geschichtsbildenden Größe „die Rettung von der Kultur her gar nicht nötig“: „Sinn und Größe germanischen und deutschen Menschentums war seine gewaltige, schicksalträchtige Kraft, Geschichte zu machen, Staaten zu gründen, Völkerkreise in Bewegung zu setzen, die Welt zu umspannen... Wann hätte der Römer je die weltumspannende Weite des Wiking besessen? Am Nydamboot oder am Osebergsschiff ist nicht das technische Problem wichtig, sondern das politische, dem jenes gedient hat: die sie bauten und darauf fuhren, haben eine Welt in Bewegung gesetzt.“ (Krieck, „Volk, Geschichte, Kultur“, Aufsatz in „Volk im Werden“, 1935, 8.)

Die Frage nach dem politischen Problem aber ist auch die Frage nach der Persönlichkeit und ihren sittlichen Grundlagen. Tacitus hat sie von einer entscheidenden Seite her beantwortet, die Geschichte hat seine Antwort für jeden, der ihre Sprache vernehmen will, tausendfach bestätigt. Es handelt sich gewiß um allgemein bekannte Tatsachen; es fehlt nur, daß aus diesen Tatsachen die einzig möglichen folgerichtigen Schlüsse gezogen werden. Dann ergibt sich das völkische Geschichtsbild von selbst, unabhängig von allen Kultur nachweisen musealer Art. Die von Tacitus scharf gezeichnete Haltung tritt uns ohne Abstriche entgegen in den tausend und mehr Jahre jüngeren Zeugnissen der Edda, der Sagas, des Nibelungenlieds, des Gudrunlieds. Ihre Urheber haben gewiß ebensowenig Tacitus gelesen, wie der Preußenkönig Friedrich Wilhelm, der sein Offizierkorps auf dem germanischen Gefolgschafts- und Führerprinzip aufbaute (nach Krieck). Diese ger-

manische Form ist nicht auf literarische Überlieferung angewiesen, sie entsteht in allen Abschnitten unserer Geschichte immer aufs neue, unabhängig von aller Theorie, als naturhaft-biologische Leistung unseres Volkstums. Mit Recht erneuert daher auch Genzmer (Edda) das alte Hjarfilied mit folgenden Versen:

„Zinsank nun Kolf,
der Hochgemute,
Frodís Enkel,
mit fröhlichem Lächeln.
Nun leerten die Mannen
den letzten Becher:
Keiner soll leben
nach des Königs Tode!

folget, Gefährten,
dem Fürsten in den Tod!
Kein Wort der Zagheit
der Junge entfliehe!
So lange Leute
Lande bebauen,
überdauert den Tod
der Taten Ruhm.“ (18)

Das ist nicht das Ergebnis eines romantischen, literarisch gepflegten „Heroismus“, es ist greifbare Wirklichkeit, unromantisch und nüchtern wie alles Tatsächliche.

Gewiß genügt die rassische Anlage nicht, um eine sittliche Haltung, deren letzte Stützen oft genug Härte, Selbstüberwindung und geläuterte Treue sind, gegen den Ansturm fremder sittlicher Auffassungen zu schützen; sonst wären die Breschen, die Römertum, mittelalterliche Kirche, Franzosentum, Liberalismus und Marxismus dem Deutschtum beizubringen vermochten, nicht zu verstehen. Die Anlage wich der Gewalt fremder Mächte, sie starb nicht, sie zog sich nur vorübergehend aus der Welt der Erscheinungen zurück. Führer zur Deutschtum wecken sie immer wieder aus ihrem Dornröschenschlaf, schaffen ihr Raum zu sichtbar politischer Gestalt und geschichtlichem Einsatz. Niemals noch ist sie derart im Schutz aller staatlichen Machtmittel gestanden, wie im Reiche Adolf Hitlers, niemals noch hat ein deutscher Staat alle rassefremden Mächte in einem derartigen Umfang von der Einwirkung auf die politische Erziehung des Volkes ausgeschaltet.

Das Gefolgschaftswesen steht nicht als eigengesetzliche Lebensform neben oder über dem Sippenwesen; es wurzelt in ihm, als in seinem natürlichen Nährboden. An dem organischen Verhältnis der beiden Erscheinungen ändert auch die Tatsache nichts, daß die zwischen ihnen mögliche Spannung im Einzelfall zum tragischen Widerspruch sich steigern kann. Die Ursache solchen Konflikts liegt meist außerhalb der heimischen Ordnung: im Eindringen fremder Mächte und Wertvorstellungen, denen oft genug irrtümlich übernommene Treuepflicht zu politischer Stellung im völkischen Raum verhilft. Im gemeingültigen Fall stehen Sippe und Gefolgschaft zueinander wie Bauerntum und Kriegerum. Man muß sich hüten, diese Stufen germanischen Volkslebens mit Ständen zu verwechseln (vgl. Willenweber, Altgermanische Erziehung). Auf der breiten Grundlage des Bauerntums, dessen natürliche und der germanischen Art gemäße sozial-

politische Form in der Sippe erscheint, baut sich als Verkörperung rassehaften Wehrwillens germanisches Kriegertum auf und findet seinen wehrpolitisch vollendetsten Einsatz im Gefolgschaftssystem. Aus diesem ragt als dritte Stufe eine Auslese politischer Führer als Vertreter des völkisch-politischen Gestaltungswillens und rassehafter Geistigkeit hervor. Diese drei Stufen stehen organisch in der untrennbaren Ganzheit des völkischen Lebens und Strebens. Auch der Krieger und Gefolgsmann bleibt im Bauerntum und in der Sippe verwurzelt, auch dem in höherem Können und Wissen sich vollendenden Führer bleibt es Lebensgrundlage, der er sich nicht entziehen kann oder will. Das alles ist selbstverständlich, ohne Theorie, einzig lebendige Überlieferung, Wachstum, Schicksal. Durchbrechung der artgemäßen Lebensordnung ist Sonderfall, bleibt es, rassegeschichtlich gesehen, auch später, als Abfall von den alten Prinzipien zahlenmäßig betrachtet zur Norm wird.

Nicht selten besteht in der Zusammensetzung von Sippe und Gefolgschaft weitgehende Übereinstimmung. Tacitus berichtet, daß die militärischen Einheiten der Germanen nicht willkürlich oder zufällig, sondern nach Familien und Sippen zusammengestellt würden (Germania, 7). In Island bilden die erwachsenen Söhne den Kern einer wehrhaften Gefolgschaft des Hausvaters. Es darf angenommen werden, daß die ältesten germanischen Gefolgschaften sich in dieser Weise bildeten. Wo sich das Gesetz des Kriegertums verfestigte und sogar fortführte vom Blutsverband, war die tragende Grundlage verlassen und der Anfang vom Ende nicht fern. Diese oft genug gemachte Erfahrung konnte nur zur bewußten Festigung der ohnedies stark empfundenen verwandtschaftlichen Bindungen beitragen. Einen Verlust an Persönlichkeit aber brauchte die engste Bindung an die Sippe nicht zur Folge zu haben. Die Sippe ist im Gegenteil die zuverlässige und unentbehrliche Grundlage germanischer Persönlichkeit. Sie schützt den einzelnen vor Vernichtung, indem sie selbst in zweifelhaften Fällen für ihn eintritt, bedingungslos bereit steht, seinen Tod zu rächen und nach seinem Tode sein Andenken bewahrt. Wer ohne Sippengenossen dasteht, mag er auch reich an Freunden sein, wird bedauert. Er ist „einsam wie die Espe im Wald, ... bar der Freude, wie ein Baum des Laubes, wenn der Waldbrand kommt am warmen Tage“ (Edda, Gudrun im alten Samdlied). Mit „vielen seiner Degen“ zieht Dietrich von Bern zum Sonnenkönig; dennoch bedauert ihn Hadubrand, weil er keine Sippengenossen um sich hat (dat was so friuntlaos man; Hildebrandlied 15/24). Denn nur der Sippengenosse gibt letzte Sicherheit der Treue: „Selten stehen Denksteine am Weg, die nicht ein Sippengenosse dem andern setzt“ (Hávamál). Solche verstandesmäßigen Einsichten sind freilich nur ein kleiner, ins Bewußtsein gehobener Teil der Gesamtheit triebmäßiger Empfindungen, die im Grunde der Erhaltung der Art gelten, also tatsächlich über den augenscheinlichen Eigennutzen hinauszielen. Aber sind sie darum „unpersönlich“? Mit erschütternder Urkraft brechen diese Empfindungen hervor in Egil Skallagrimssons Klagelied um seinen toten Sohn. Bezeichnenderweise gedenkt er zuerst Grims, seines Vaters:

Brandet Wogen, brande Meer,
An den Grabhügel Grims, meines Ahns!

Denn es stirbt dahin mein Haus
Wie das Geäst im ächzenden Sturm!
Nicht lacht der Mann, der den Leichnam trägt
Des Sippen voll Gram zur Gruft hinab!

(Egil-Saga.)

Verzweiflung übermannt den Alten, er wütet gegen die Götter, will sterben. Seiner Tochter Thorgerd gelingt es, ihn zum Weiterleben zu bewegen. Gewiß, „es herrschten Sitte und Sippe“! Aber wer möchte dem durch und durch eigemüchtigen Skalden Persönlichkeit absprechen? Gerade die Fähigkeit, sich von den überpersönlichen Lebensmächten zutiefst, bis zum Zerbrechen, erschüttern zu lassen, offenbart Persönlichkeit! Darum bestimmt Bernhard Kummer das Wesen germanischer Persönlichkeit folgendermaßen: „Persönlichkeit ist Selbstbewußtsein, das sich nach innen tief und eigenmächtig verbindet mit dem Willen Gottes im Gewissen, Blut und Schicksal und nach außen sich auswirkt in die Tat“. So ist die Wahrung letzter, persönlichster, entscheidender Freiheit, die nur vor Gott Verantwortung trägt, unlösbar verbunden mit sittlichem Wirken in der blutgebundenen Gemeinschaft. Diesem von fruchtbarer Spannung erfüllten Verhältnis zwischen Persönlichkeit und Gemeinschaft streben wir zu, weil es artgemäß germanisch und deutsch ist und daher unsere Kräfte zu höchster Entfaltung zu bringen vermag. Diesem Verhältnis entgegengesetzt ist der von Alfred Bäuml er anlässlich der Hochschultagung des NSD.-Dozentenbundes im Februar d. J. scharf abgelehnte „pneumatische Gemeinschaftsbegriff“, der die Persönlichkeit zu vernichten droht. Da die Vertreter dieses Begriffs Gemeinschaft mit Kollektivismus verwechseln und Persönlichkeit praktisch nur soweit gelten lassen, als sie mit den Abzeichen amtlicher Funktion ausgestattet oder im Einzelfall amtlich anerkannt ist, hemmen sie alle freie Entfaltung schöpferischer, persönlicher Kräfte, deren eine lebendige deutsche Gemeinschaft bedarf, wenn sie nicht zum mechanistisch „organisierten“ und deutschen Kollektiv entarten soll. Diese Gefahr ist durch den Nationalsozialismus prinzipiell überwunden; mit dem fortschreitenden Eindringen nationalsozialistischer Weltanschauung in das völkische Bewußtsein wird sie auch als Randerscheinung schließlich verschwinden.

Kann das Sippenwesen keine Gefahr für germanisch verstandene Persönlichkeit bilden, so konnte seine Übersteigerung doch zu einer Gefahr für die Volksgemeinschaft werden. Das ließe sich an skandinavisch-isländischen Beispielen eindringlich nachweisen. Doch handelt es sich dabei um Sonderentwicklungen, die nur unter bestimmten innen- und (vor allem) außenpolitischen Voraussetzungen möglich waren. Tacitus zeigt die Volksgemeinschaft als der Sippengemeinschaft übergeordnet: der für wehrfähig erklärte Junge, bis dahin Glied der Sippe (domus pars), gilt nun als Glied der Volksgemeinschaft (rei publicae). Das Recht zum Waffentragen wird ihm von der staatlichen Gemeinschaft zuerkannt (civitas), in deren Auftrag wohl meist die Sippe selbst beim Volksding die Weihehandlung in den überkommenen Formen vollzog (vel principum aliquis vel pater vel propinqui). Auch die Gegenüberstellung von publice und priva-

tim in Germania, 10, ist für das organische Verhältnis zwischen Sippe und Staat aufschlußreich. Dennoch bewahrte der Sippengedanke aus uralter Vergangenheit eine Kraft, die unter besonderen Umständen die höhere Gemeinschaft von Stamm und Volk als untergeordnet erscheinen lassen konnte. In weitem Umfang ist im heutigen Deutschland an die Stelle der geheiligten germanischen Sippe die als Blutsgemeinschaft verstandene Volksgemeinschaft getreten: ihr gelten in erster Linie all die sittlichen Pflichten, die ehemals oft nur der Sippe gegenüber ganz selbstverständlich waren.

Germanische Sittlichkeit, die im sittlich geordneten Sippenwesen und im ehrbetonten Gefolgschaftsgedanken einen für alle Zeiten gültigen beispielhaften Ausdruck gefunden hat, strebt wie alles wirklich echte Leben zur Ganzheit, will das gesamte völkische Leben in allen seinen Erscheinungsformen durchdringen und mit den rassistischen Anlagen in völligen Einklang bringen. Die geschichtliche Entscheidung ist nicht zu umgehen; unser Volk muß sein Daseinsrecht in einer unerhörten Erprobung seiner Rassenkraft gewinnen. An geschichtlichen Notwendigkeiten solchen Ausmaßes sterben Rassen — oder sie gewinnen eine Welt. Das politische Problem erscheint daher im geschichtlichen Augenblick im entscheidenden Grunde als Erziehungsproblem.

Genauer betrachtet ist jedes echte politische Problem schon zu allen Zeiten ein Erziehungsproblem gewesen, wobei „Erziehung“ in dem weiten Sinn zu nehmen ist, den uns der große Erzieher unserer völkischen Gegenwart gelehrt hat. Den rassistischen Anlagen kommt nur insofern entscheidende Bedeutung zu, als sie durch bewusste Erziehung geschichtlich wirksame Gestalt erhalten. Niemals erwächst solche Gestalt pflanzenhaft, gewissermaßen „von selbst“, stets ist sie das Ergebnis bewusster politischer Tat, erzieherischer Leistung. Wo die notwendigen rassistischen Voraussetzungen nicht gegeben sind, bleibt auch der tatkräftigste Versuch wirksamer Formung am Ende vergebliche Mühe. Wo aber trotz Vorhandenseins dieser Voraussetzungen geschichtliche Erscheinung entartet, hat die Führung, die artgerechte Erziehung, versagt. Wie oberflächlich, wenn man durch Hinweis auf nicht zu leugnende sittliche Entartungserscheinungen in unserem Volke den Begriff einer arteigenen nordischen Sittlichkeit verspotten zu dürfen glaubt! Wir wissen gut, daß beispielsweise die Wandalen, deren hohe Sittlichkeit noch um 450 der Bischof Salvianus von Marseille in beredten Worten preist („Wenn jemand bei den Goten oder Wandalen ein ausschweifendes Leben führt, so ist es ein Römer“), in Afrika bald den dort heimischen Lastern erlagen: die rassistische Anlage allein schützte nicht vor Zersetzung, es bedurfte bewußt rassistischer Lebensführung, entwickelt und gefestigt durch unter den gegebenen Umständen doppelt straffe Führung und Zucht! Hier sind die Gründe für das geschichtliche Versagen dieser und anderer Germanen, wie auch mancher Generationen unseres deutschen Volkes. Berücksichtigt man diese im einzelnen gut nachzuweisenden Tatsachen, so wird man auch hinter dem berühmten Wort des Tacitus „gute Sitten wirken dort mehr, als anderswo gute Gesetze“ (Germania, 19)

das erzieherische Problem nicht verkennen. Obwohl der unbefangene Blick hier nur Selbstverständliches entdeckt, heißt es doch, eingewurzelte Vorurteile angreifen, wenn man feststellt: Die germanische Welt ist nicht ungezügelt aus den Trieben der Rasse erwachsen; ihre geschichtlichen Erscheinungen und Wirkungen offenbaren in Wahrheit eines der ganz großen Erziehungssysteme der Weltgeschichte. Zwar ist dieses System nicht rational ausgebaut und theoretisch verkündet, es lebt als edelste Frucht jahrtausendlang bewußt artgemäßen Führens und Formens auf der Grundlage natürlicher Voraussetzungen in Fleisch und Blut des Volkes, wirkt auf die heranwachsenden Geschlechter im lebenden Vorbild der Führer, rückweisend auf fromm verehrte Väter und Vorväter, bis zu den mythisch übersteigerten Heroen fernere Vorzeit. Die formende Kraft der geschichtlich-mythischen Überlieferung, die nicht in schönen Büchern aufgehoben ist, sondern in Köpfen und Herzen der Volksgenossen gegenwärtig lebt, kann im Rahmen dieses Systems gar nicht überschätzt werden (vgl. Germania, 2, 3)¹. Dasselbe gilt auch für die spätere, eingengtere Welt des Nordgermanentums: neben dem lebendigen Vorbild sind Göttermythus, Heldendichtung und wirklichkeitsstreu Geschichte die Zuchtmittel, denen der Typ des Nordgermanen seine letzte Ausprägung verdankt. Das Wikingerum mit seiner erstaunlichen sittenhaften Geschlossenheit ist ohne die gewaltigen Vorbilder, wie sie die in der Edda sicher nur teilweise erhaltenen Götter- und Heldenlieder verkünden, gar nicht denkbar. Die Gestalten Sigurds und Gudruns waren für Knaben und Mädchen zweifellos Ideale von unerhört erzieherischer Kraft. Ohne solche Vorbilder gäbe es, trotz der Gunst rassehafter Geschlossenheit, keinen einheitlichen Typ des Nordmanns und der nordischen Frau. Dieser Typ aber ist für die Erkenntnis ungebrochenen germanischen Wesens von besonderer Bedeutung, denn er stellt im wesentlichen keine nördliche Sonderentwicklung dar, sondern hat, wie besonders N e e l nachgewiesen hat, gemeingermanische Gültigkeit. Wenn man den Blick auf das Wesentliche lenkt, besteht zwischen den durch die Saga treu gezeichneten Germanen des Nordens und den gleichzeitigen Deutschen kein Unterschied in den nach geschichtlicher Gestalt strebenden Kräften. Der Norden hat nur die geschichtliche Gunst, auf den Grundlagen des alt- und allgermanischen Kulturbesitzes in später Zeit noch einmal zu einer vollendeten artgemäßen Formung zu gelangen. Damit hat er das geschichtliche Ansehen dieser Grundlagen für das gesamte Germanentum einwandfrei gerettet. Den Deutschen hat die Geschichte eine derart in sich selbst widerspruchslose Neuformung aus altem Eigengut versagt. Ihr geschichtliches Schicksal wurde „Auseinandersetzung“, Protest. Schon der im 9. Jahrhundert aufkommende Volksname der Westgermanen spiegelt dieses schwere Schicksal: Deutschum, das heißt Volkstum, altheimische Art, rassistische Substanz, im Gegensatz zu volksfremdem Wesen (vgl. Kleinpaul, Länder- und Völkernamen, Sammlung

¹ Bedeutsam erscheint auch für den Begriff einer bildungsmäßigen Einheit des Gesamtgermanentums die weltanschauliche und stoffliche Einheitlichkeit dieser Überlieferung, die Stämme und Völker germanischen Blutes über weiteste Räume hinweg gleichmäßig überspannt.

Götschen, 1910). Volkstremdes Wesen wird übermächtig und weithin in den Erscheinungsformen des völkischen Lebens herrschend, in den Untergründen aber wirkt schöpferisch und mit oft dämonisch hervorbrechender Urkraft der alte, unversehrte Kassekern. Er gestaltet geschichtliches Leben in den Formen, die geschichtliches Schicksal ihm bietet. Wir leben heute noch in der Auseinandersetzung über die Bedeutung von Form und bewegender Kraft in der deutschen Geschichte. Im geschichtlichen Bewußtsein unseres Volkes spielen fremde Anregungen, Grundsätze und Vorbilder heute noch eine überragende Rolle; die für jede Gestaltung notwendigen schöpferischen Eigenkräfte aber werden als selbstverständlich vorhanden übersehen. Für eine völkische Geschichtsbetrachtung sind sie schlechthin das Entscheidende: Kulturformen

und Ideen führen kein abstraktes Eigenleben, sie bedürfen des Einsatzes rassistischer Kraft in der Gestalt menschlicher Träger.

Deutsche Menschen gestalteten deutsche Geschichte im Dienste eines mächtigen, unverfälschbaren und unzerstörbaren Gestaltungstriebes ihres Blutes. Sie folgten damit einem inneren Gesetz, das älter, unerschütterlicher und stolzer ist als alle in Systeme gebrachte Welt- und Gottesgelehrtheit: dem ihnen eingepflanzten sittlichen Gesetz, dem Gesetz ihres Wesens. Es zu bewahren, wie es aus Gottes Hand hervorgegangen ist, es in der Welt der Erscheinungen immer reiner und wirksamer zum Ausdruck zu bringen, war ihre geschichtliche Aufgabe. Sie bleibt auch heute und für alle Zukunft die unsere.

Soldatenweihnacht.

Die nachstehenden Soldatenbriefe entnehmen wir mit Genehmigung des Verlages Langen-Müller dem Buch „Der deutsche Soldat“ (Herausgeber Rudolf Hoffmann).

Neben die „Kriegsbriefe gefallener Studenten“, die nun bereits ein Jahrzehnt vorliegen und immer eines der wunderbarsten Zeugnisse für die Haltung und das Erleben jener Schicksalsjahre bleiben werden, stellt der Verlag nun ein zweites, ähnliches Buch: eine neue Sammlung von Briefen, die — angesichts von Gefahr und Tod geschrieben — Ehrfurcht fordern, wie Generalfeldmarschall von Blomberg im Vorwort sagt, weil sie nicht nur das Antlitz, sondern auch das Herz des Frontkämpfers zeigen. Eines unterscheidet die beiden Bücher: in den „Kriegsbriefen gefallener Studenten“ kommt nur die junge Mannschaft der Hochschule zu Wort. Das neue Buch ist geschrieben von Männern aller Stände; Beiträge im geschliffensten Stil stehen neben solchen, die nur unbeholfen das Innerste ihrer Schreiber wiedergeben. So liegt hier ein Buch vom Krieg vor, das vom ganzen Volk mitgeschrieben wurde. Beide Brieffsammlungen sind uns Geschenk und Vermächtnis, und wir stehen vor ihnen, wie der Herausgeber des „Deutschen Soldaten“ es für sein Buch fordert, in Andacht und Dankbarkeit. Die Schriftleitung.

Walter Heintzel,
geb. 18. Januar 1892 in Hamburg,
gef. 17. November 1915 bei Merckem in Flandern.

Weihnachten 1914.

Im Westen versinkt langsam die Wintersonne. Über dem winterlich einsamen Schlachtfeld ruht das Schweigen des Todes. Schweigend und schwarz starren die Ruinen der Häuser vor uns in die mondlose, stürmische Julnacht. Nichts rührt sich auf der weiten Flur. Friedlich liegt das Schlachtfeld vor uns. Ab und zu steigt eine französische Leuchtgranate auf, die die

Begend für einige Augenblicke erhellt. Hin und wieder fällt ein scharfer Schuß der Posten im Graben. Sonst ist alles still. Julnacht — deutsche Weihnacht.

Die Gedanken der Krieger sind heute daheim bei allen Lieben, daheim in der Heimat. Noch immer liegen wir in Feindesland, noch immer donnern die Kanonen, noch ist der Friede weit. Noch wird es dauern. Aber, so drängt sich einem die Frage auf, wie wird es nach dem Kriege, nach dem Siege werden?

Wenn wir nun mit unseren Waffen den Sieg erfochten und unserer friedlichen Arbeit dauernden Schutz erfochten haben, was wird aus all den guten Kräften werden, die diese ernste Zeit aus uns herausgearbeitet hat? Wird das deutsche Volk diese Kräfte in Frieden erhalten und weiter entfalten können? Sieh, Mutter, das ist für mich die Kernfrage des ganzen Krieges. Können wir sie mit Zuversicht bejahen, dann müssen und werden wir alle Opfer des Krieges verschmerzen können. Haben wir auch im Frieden Führer, die ihr Ziel, die Größe und Verantwortung ihrer Aufgabe kennen, Opfer von uns zu fordern den Mut haben werden, haben wir Männer und Frauen, die für ihre Überzeugung eintreten, denen die innere Stimme des Gewissens mehr sagt als äußere Anerkennung? Oder wird es wieder so werden, wie es — Gott sei es geflagt — an so vielen Stellen unten und oben im Vaterlande vor dem Kriege war? Ängstliche Scheu vor Rang und Geld, brutaler Kampf der materiellen und Parteiinteressen, Schelten nach oben und unten, fleinliche Sorge des grauen Werktags und des engen Ichs, leichtfertiger Tanz über den Sonntagsfrieden hinweg? Soll unser gutes, tüchtiges Volk dasselbe wieder erleben, was es nach den Freiheitskämpfen vor hundert Jahren, nach dem großen Krieg von 1870 hat erleben müssen? Will man wieder wie damals die Familienväter dieses deutschen Volkes für Heimat, Vaterland

haben kämpfen lassen, ohne in rechter Weise dafür zu sorgen, daß diese Familienväter an dem Heimatboden, der Väter Land, den ihnen nach blutigem Kampf zukommenden Anteil erhalten? Oder werden alle Männer und Frauen in verantwortungsvollen Stellen, tapfer und in klarem Bewußtsein ihrer Pflichten und Ziele, für die Rasse und Aufgaben des deutschen Hauses, der deutschen Familie eintreten? Das ist des Deutschen Reiches Schicksalsfrage nach dem Kriege. O Mutter, diese Frage lastet schwerer auf mir als die, ob ich oder links oder rechts der Kanonier lebend und gesund aus dem Kriege zurück kommt. Glaube mir, hier in der Front zu kämpfen, dazu gehört weniger persönlicher Mut als zu den Kämpfen um die wahre, rechtliche und sittliche Freiheit und Einheit im Inneren nach dem Friedensschluß.

Viele wissen: dem Kampf mit dem Schwert in der Hand muß der Kampf des Geistes folgen, jener Kampf des deutschen Geistes gegen den fremden schädlichen Geist. — In uns wohnt der Glaube an unsere Kraft, der Glaube an unsere Art! Wir werden uns durchsetzen! Wir glauben an ein Erwachen des deutschen Volkes auch in geistiger Beziehung und an ein rechtes Erkennen des Zieles. Eine neue deutsche Welt wird entstehen und ein neues Leben — ein deutsches Leben — wird sich den Weg bahnen.

*

Martin Lämmel,
geb. 22. Februar 1891 in Kattern bei Breslau,
gef. 17. September 1915 an der Wersoka.

25. Dezember 1914, 4 Uhr nachts.

Von 6—7 Uhr habe ich einen Christbaum gebaut aus den heimatischen Tannenzweigen, mit acht kleinen Wachsstocklichtchen, habe in der Ecke unseres Unterstandes einen Aufbau zurecht gemacht, vor den Christbaum eine Papierkrippe gestellt und Deine vier Wachslichter darum. Dann nahmen wir noch ein verlorenes Schäfchen in den Unterstand auf, das sonst keinen Anschluß hatte, lösten den Posten draußen auf fünf Minuten ab und zündeten den Baum an. Wir beschenkten uns mit den Resten von Zigaretten, Speck, Wurst, Schokolade, Zwieback, Marzipan und kurfürstlichem Magenbitter, die ein jeder noch hatte. Wir sangen: Stille Nacht, heilige Nacht. Ich las aus dem neuen Testament die ewige Weihnachtsgeschichte: Und es begab sich, daß ein Gebot — — — Und in der Stille sangen wir mit heiserer, leiser Stimme, ein Tenor und ein Bass, das wunderbare zarte: Es ist ein Kos' entsprungen. Langsam fingen die Zweige des Bäumchens an zu knistern. Unter den verglimmenden Lichtern erklang das „O du fröhliche“ Und als es dunkel geworden war, dachte ich: es fehlt nur noch eins. Und ich sang den andern Dein Lied, Mutter: „So nimm denn meine Hände“. Dunkel hob sich das Bäumchen ab von der weißen Kalkwand des Unterstandes. Die silbernen und goldenen Fäden glänzten zwischen den Nadeln. Flimmernder Tand. Nur flimmernder Tand?

Eine halbe Stunde später sammelte ich meine Patrouille gegen den Feind. Nun habe ich schon zweimal draußen gelegen auf dem Bauche, das Ohr auf den

Boden gepreßt, den Revolver in der Faust, den Finger am Sicherungsbügel, in sternklarer, kalter Nacht auf dem hartgefrorenen Boden, so wie ich es mir wünschte in irgend einem Brief, den ich vor etwa vierzehn Tagen schrieb. Wir halten gute Wacht, für Euch daheim. Und für das, was dem Manne noch mehr sein muß: für die Idee des Staates, des deutschen Vaterlandes. Wir sechs ziehen noch einmal, auf eine Stunde nur, hinaus vors Drahtverhau, 150 m vor, in der Stunde des frühesten Tages.

*

Konrad Müller,
geb. 27. März 1896 in Berlin-Cöpenick,
gef. 29. September 1915 bei Tahure/Champagne.

25. Dezember 1914.

Heilig Abend ist vorbei. Es war ein heiliger Abend, an den ich lange denken werde. Vorgestern kam plötzlich der Befehl, daß wir Schützengräben buddeln sollten, und zwar auf längere Zeit. Wir waren ganz betrübt, und doch ist das fest schön geworden. Wir mußten in T. übernachten. Der ganze Ort war belegt mit den „Leibern“ und unserem 18. Regiment. Alle waren schon in Weihnachtsstimmung. Der Baum wurde geschmückt. Und wir, wir sollten nachts in die Linie und vier Stunden schuften. Das wollte uns gar nicht gefallen. Aber es mußte sein. Nachts um ½ 2 Uhr kehrten wir in unser Quartier zurück und legten uns auf das Stroh. Es war ein Quartier bei einer jungen Frau. Das war ein Elend, unbeschreiblich einfach. Der Mann war im Felde. Die Frau wußte nichts von ihm, da sie nicht an die französischen Behörden schreiben konnte. Verdienen konnte sie nichts. Essen habe ich sie den ganzen Tag nicht gesehen, und dann vier kleine Kinder. Das Jüngste zwei Tage nach Einberufung des Mannes geboren. Barfüßig sprangen die Kleinen auf den Steinfliesen und auf dem nassen Leimboden auf der Straße herum. Elend, elend, so etwas gibt es in Deutschland nicht.

Wir hatten Lebensmittel empfangen und waren in die Kirche gegangen. 12 Mann waren wir. Zuerst sangen wir „Stille Nacht“. Dann las ich die Weihnachtsgeschichte vor. Nach dem Evangelium hielt einer von uns eine kurze, kernige Ansprache. Dann sangen wir noch „Großer Gott, wir loben Dich“. Die kleine Feier war so stimmungsvoll, manch alter Mann hat geweint, und manch Spötter schwieg. Dann gingen wir zurück und saßen still um den Kamin. Plötzlich kam die Nachricht, wir sollten heute abend noch mit unserer Kolonne eine Christfeier haben. Die Freude war groß. „O du fröhliche“ klang es in den kleinen Raum. Es war zu schön, einen arbeitsfreien Abend mit den Kameraden erleben zu können. Auf einmal war es hell in dem kleinen Raum geworden. Nur die arme Frau stand mit Tränen in den Augen. Die Kinder saßen in der Ecke, staunten und wurden ganz zutraulich und lieb. So gut wir konnten, trösteten wir die Frau, als wir losgingen. Um 7 Uhr fuhren wir in die sternklare Nacht und sangen immerzu. Es war eine herrliche Mondnacht. Fast in jedem Haus sah man den Christbaum brennen. Wir wollten kaum glauben, daß wir in Feindesland waren. Wir müssen im fest wieder zum Buddeln hinaus.

Paul Günzel,
geb. 19. Dezember 1892 in Altona,
gef. 23. Juni 1936 bei Fleury.

An die Klasse 4 o b des Gymnasiums Wandsbek.

Breskowitz, am 30. Dezember 1918.

Es waren im ganzen keine sehr frohe Weihnachten, die wir dieses Jahr in Serbien gefeiert haben. Wenn Ihr wissen wollt, wie, so will ich Euch erzählen, wie bei uns der Heilige Abend aussah. In einem elenden serbischen Nest hatten wir Quartier, meine Gruppe in einem alten Pferdestall, durch den der Wind pfiß, wie er mochte. Als es dunkel wurde, setzten wir uns draußen, wie allabendlich, um unser Feuer, versuchten auch, unsere alten Weihnachtslieder zu singen, Stille Nacht und O Tannenbaum, obwohl wir keinen hatten. Auch von der Heimat bekamen wir noch nichts, die Post kommt bei uns nicht so rasch nach. Das stimmte uns doch etwas trüb, denn trotz allem, was uns draußen Kameraden, die oft zu Freunden werden, bieten können: das Beste ist doch, was uns mit der Heimat verknüpft, jedes Wort und jedes Liebeszeichen, sei es noch so klein, das von dorthier kommt, wo unsere Gedanken und Wünsche fast in jeder Minute sind, auf dem Marsch und im nächtlichen Biwak bei Sturm und Regen.

Darum danke ich Euch im Namen meiner Soldaten für Eure Gaben; für die Gaben nicht einmal so sehr, wie für das, was sie uns bezeugen: daß Ihr in der Heimat mit Euren Sinnen bei uns und mit Eurem Hoffen und Eurer Zuversicht für uns tätig seid.

Euch, die Ihr noch so jung seid, ist es sicher der größte Schmerz, nicht auch hinaus zu können vor den Feind, und daß jeder Junge in der Heimat diesen begeistertsten Eifer in sich hat, ist gut. Der Wille wird uns die Kraft geben; es muß sein, um Euch, wenn Ihr herangewachsen seid, Ähnliches zu ersparen, damit Eure Kräfte frei werden für friedliche Arbeit. Uns, und vor allem zum Gedächtnis derer, die ihr Leben dabei lassen, sei das gesagt, ist es vergönnt, die Brücke zu bauen, welche Euch in die lichte Zukunft unseres Vaterlandes führen soll.

Das sind wir hier draußen inne geworden und möchten es in Euren Sinn eingraben wie in Erz, daß wir ein herrliches Vaterland unser eigen nennen. Wie mag es denen zumute sein, die für ein so trostloses Land kämpfen müssen, wie das ist, in dem wir hier augenblicklich stehen; ist Vaterland auch für sie etwas Höheres, Heiliges? Es scheint, wir sind doch unendlich reicher, denn wir kämpfen für ein Gut, das den Einsatz des Lebens lohnt. Um so mehr den Einsatz aller Kraft, wie sie spätere Jahre von Euch fordern werden, wenn es gilt, Bausteine herbeizutragen, um auf neuem Grunde das Gebäude Deutschlands neu und noch schöner wieder aufzubauen. Das fordern wir von Euch, und dazu möchten wir Euch Mut machen; Ihr würdet dann würdige Kameraden derer sein, die jetzt ihr Blut geben. *

Hans Dieffenbacher,
geb. 11. Dezember 1891 in Furtwangen,
gest. 25. Dezember 1930 in Königsbach.

24. Dezember 1916.

Der letzte Tag war der tollste gewesen im ganzen Monat. Ein Feuermeer der Himmel, der Horizont.

Wie Garben schießt die Mündungsfeuer in der Dunkelheit hoch, fließt zusammen mit dem hundert anderer Geschütze, und der Zyklon der Blitze, das zusammengeballte Blutmeer entfesselter Flammen, schlägt hoch in den Zenith. Pfeisend und zischend kommen die kleinen Kaliber und metallen hell ist ihr Einschlag. Ein Stampfen, ein Dröhnen, ein Pusten in der Luft, als sausten da oben D-Jüge, und das mischt sich alles zusammen zu dem, was das Trommelfeuer ausmacht. Das kann kein Wort schildern, kann kein Mensch malen; das weiß ja niemand als der Soldat, der in ihm liegt. Stumm schießt der Raketenbeschütze die lohenden Sterne von Graben zu Graben. Da weiß jeder, um was es sich handelt. Gegen die Brustwehr gepreßt, das Gewehr in den Fäusten, den Kopf über den Sandsäcken stehen sie und harren auf den Feind, auf den Tod, auf beide. Und packt sie nicht der Tod, dann werden sie den Tod schleudern, gleichviel —. Der Gegner kommt nicht, verhallend, langsam ersterbend, immer seltener heulen die Granaten. Da geh' ich in meinen Unterstand und verschlinge hungrig meine kalten Erbsen.

„Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden.“
Weihnachtsglocken, Weihnachtsklingen, Weihnachtswünsche. Ein edler reiner Wunsch aller und kann doch nicht erfüllt werden. *

August Oberer,
geb. 27. August 1893 in Rachingerhof. O. A. Rottweil/Neckar,
gef. 11. Juni 1918 an der Somme.

26. Dezember 1916, Weihnachten im Schützengraben.
Man rechnete auf einen wiederholten Angriff über Weihnachten. Doch der Gegner wollte nichts mehr. Unsere Artillerie hat ihm den Mut gewaltig gekühlt. So stand ich also am heiligen Weihnachtsabend mit Handgranaten und Signalpatronen bewaffnet vier Stunden in dem mit Wasser und Schlamm bis an die Knöchel gefüllten Graben, meine Gedanken weit weg, die Augen forschend nach der Silhouette des feindlichen Grabens gerichtet. Da trat plötzlich um 12 Uhr ein feierlicher Moment ein. Aus der Stellung unserer Reservisten tönte vierstimmiger Weihnachtsgefang. Singen in Gottes freier Natur wie im Frieden, in Wirklichkeit 60 m vor einem erbitterten Feind. War das möglich? Ich weiß von keiner solch erhebenden und feierlichen Stunde wie dieser. Nun getrauten sich auch einige Engländer, ein schönes Lied zu singen. Ach es war Friede mitten im Schlachtfeld, Friede wie man ihn seit 2½ Jahren nicht mehr kannte. Weder ein Infanterieschuß noch Artillerie störte diese Friedensnacht. In Andacht versunken, standen wir im Graben und lauschten dem Gesang. *

Wilhelm Jackson,
geb. 12. Mai 1896 in Rheine i. W.,
abgestürzt 16. Februar 1918 bei Gent.

Mariaferke, den 28. Dezember 1917.

Die Weihnachtstage sind vorüber, ich glaube, ich werde sie nie vergessen. Schwer waren die vorhergehenden Tage und Wochen. Am 22. Dezember flogen wir erneut nachts gegen England, Trauer und Wut im Her-

zen. Wir erreichten es, indem wir trotz dichter Wolken entschlossen weiterflogen, als einziges Flugzeug. An diesem Abend kehrte wieder ein Flugzeug des Geschwaders nicht zurück. — So nahten die Weihnachtstage. Der Kreis der Kameraden war eng und klein geworden, ganze sieben Mann, so saßen wir soviel ruhiger wie sonst abends um den kleinen Tisch herum. Aber wir haben es alle gefühlt; die Erlebnisse der letzten Tage und Wochen hatten uns umso fester zusammen geschlossen, das Gefühl, wechselseitig miteinander auf Tod und Leben verbunden zu sein, war elementar geworden ...

Im Dunkel des Lazarettgartens habe ich mir die Tränen aus dem Auge gewischt. Abends am festlich gedeckten Tisch unterm Weihnachtsbaum sagte keiner ein Wort, unsere Gedanken waren zu Haus, mehr noch bei den Kameraden im Lazarett. Bei einem Glase Punsch verbrachten wir den Rest des Abends bei der Staffel 15. Wir hatten gehofft, im größeren Kreise festtägliche Stimmung zu finden, aber auch hier war es sehr still. Gestern war ich mit den Brüdern von S. im Lazarett, aber keine Hoffnung mag mehr aufkommen. Ich habe schwer unter dieser Sache gelitten. So still und einsam ist es auf meiner Stube geworden, der Frohsinn, die goldene Heiterkeit des Kameraden ist dahin. So schön hatte ich es mir gedacht, Weihnachten mit ihm feiern zu können. Jetzt fand ich kaum Zeit, ein einfaches Tannenbäumchen aufzubauen zu können, es mit wenig Watten und ein paar Lichtern aufzuputzen und mich spät in der Nacht darunter zu setzen und zu träumen von Heimat und Kameradschaft, von Liebe, Treue und Tod.

Kurt Plenio,
geb. 21. Mai 1891 in Elbing,
gest. 28. August 1919 in Reinickendorf bei Berlin.

Berlin-Tegel, den 29. Dezember 1918.

Hoffentlich habt Ihr das Fest gesund verlebt: zur reinen Freude fehlt ja jetzt leider die rechte Stimmung. Ich hatte einen sehr stimmungreichen Heiligabend bei Zindenburg (von wo ich Euch eine Karte sandte), für mich eine würdige Erinnerung fürs ganze Dasein. Eine Lazarettschwester trug ein Gedicht vor mit dem Schluß „Verzaget nicht“, darauf der Feldmarschall: „Nein, wir verzagen nicht; denn wir haben ja Religion im Herzen.“ Gemeinsame Feier aller Offiziere und Mannschaften des II. Quart. Zum Schluß noch ein paar Worte des „Vaters“: „Kameraden, wenn wir nun hier bald auseinandergehen, so denkt Euer ganzes Leben dran: Deutsch sein heißt treu sein. Behaltet im Herzen, was Euch Weihnachten 1918 Euer alter Feldmarschall sagte.“ — Auf jedem Platz eine Tüte mit Liebesgaben, für Mannschaften und Offiziere gleich. 3. B. Zigarren, Hosenträger, Mundharmonika. So auch für mich. Und das Bild werde ich nie vergessen, wie der alte Zindenburg hinter seinem Platz stand und in der Rechten einen Hosenträger schwenkte! Die Stimmung war gedrückt durch die blutigen Nachrichten aus Berlin. Nach Tisch fuhr der Feldmarschall per Auto nach Kassel runter zu seiner Frau, Tochter und Schwiegersohn: da ich auch ins Hotel wollte und für mich kein Wagen zur Hand war, nahm er mich im Auto mit. —

Zwiegespräche.

Richard Euringer

Von Verjüngung und von Jugend.

Der junge Mensch: „Sind wir ein verjüngtes Volk, wir, die wir doch älter wurden? Täuschen wir uns damit nicht?“

Antwort: Bist du alt?

Der junge Mensch: „Nein, ich bin jung.“

Antwort: Und warum bist du jung?

Der junge Mensch: „Weil ich mein Leben noch vor mir habe.“

Antwort: Und stirbst du morgen ...

Der junge Mensch: „So bin ich doch jung, und stirbe jung.“

Antwort: Erläutere denn dies „jung“ noch einmal.

Der junge Mensch: „Ich meine, mein Leben noch vor mir zu haben. Ich schmiede Pläne, ich bin voll Mut, mir meine Zukunft zu ersiegen. Auch beschwert mich nicht Erfahrung, die mich lügen strafen könnte.“

Antwort: Oh, das ist wichtig! Wenig Erfahrung, die den Mut belächeln könnte und die schönen, neuen Pläne. Und nun blick auf unsere Not! Auf

die Untergangsgesänge einer Zeit des tiefsten Unmuts nach verheerender Erfahrung! — Und dann blick auf unsern Aufbruch und den Aufschwung neuen Muts zu neuen Plänen!

Es ist wahr, die Uhren sind indes nicht stehen geblieben. Das Gestirn ging seinen Gang. Und doch hat es seinen Sinn, daß wir uns als verjüngtes Volk empfinden, das sein Leben vor sich habe.

Vom Adel und von seinen Pflichten.

Der junge Mensch: „Ist es nicht schade, trotz alledem, daß wir den Adel abgeschafft?“

Antwort: Wir? Wir hätten ihn abgeschafft?

Der junge Mensch: „Nun, er ist doch abgeschafft.“

Antwort: Der Adel?

Du meinst, sein Privileg, seine Vorrechte im Staat. Wer wohl hat sie abgeschafft? Und wer hat es zugelassen?

- Der junge Mensch: „Gut, ich weiß, er hat versagt. Er selber hat es zugelassen, statt sein Vorrecht zu behaupten oder neu sich zu erkämpfen.“
- Antwort: Also gab es einen Adel, auch nachdem er „abgeschafft“ war?
- Der junge Mensch: „Ja. Ich denk an edle Menschen, die ihr Blut heilig gehalten und ihr Kassenerbe rein.“
- Antwort: Und die sich vom Volk nicht absondert als welsche Schranzen und Glücksritter, Allerweltsmondäne und Gecken, als sei das Volk allein zur Fron da.
- Der junge Mensch: „Solche. Du sagst es.“
- Antwort: Führernaturen, Männer von Tatkraft und Charakter, Ehrgefühl und Willenstrotz.
- Der junge Mensch: „Solche. Du sagst es.“
- Antwort: Und was an Vorrecht begehrst du für sie?
- Der junge Mensch: „Man soll sie nicht hindern, tüchtig zu sein.“
- Antwort: Und wer hindert sie, tüchtig zu sein? Oder forderst du für sie ganz besondere Möglichkeiten, sich noch einmal zu entfalten?
- Der junge Mensch: „Nein, die mag der einzelne sich erkämpfen. Du hast recht.“
- Antwort: Vielleicht haben auch „Nichtedle“ ihr Blut in Ehren heil gehalten. Und es ist kein schlechtes Blut, sondern es ist Blut vom Blute.
- Ja, sie haben es vielleicht rein und heiliger gehalten, es bewahrt vor Übermut, Raub und Mord und Vergewaltigung, Unzucht, Inzucht und Entartung. Oder meinst du, daß „der Adel“ alledem entgangen sei?
- Der junge Mensch: „Nein, ich weiß, er ist entartet, und er hat sein Blut verkauft und sein Volkstum oft verraten. Freilich nicht der Edelmann, den ich sehe und verehere.“
- Antwort: Und was zeichnet ihn aus, vor andern?
- Der junge Mensch: „Sein Bewußtsein durch Geschlechter, das Vermächtnis seiner Ehre und sein Anspruch auf Gefolgschaft.“
- Antwort: Und diesen Anspruch, wer schafft ihn ab? Dies Vermächtnis, dies Bewußtsein, wer schafft es ab?
- Ja, ich sehe einen Adel aus dem Blute aller Stände, aus dem Wissen um Geburt, aus dem Stolz auf Tat und Leistung neu erblühen, einen Adel, der den Adel mitumfaßt, der sich einzig edel dünkte.
- So ist er nicht abgeschafft. Nein, die Pflichten seiner Besten wurden Vorrecht eines Volkes, das sich selbst zu führen hofft.

Vom Schlagwort und von der Verwandlung.

- Der junge Mensch: „Warum sagen wir: Sozialismus? — Sagten das doch die andern auch, die wir überwunden haben. Ist es nicht schade, daß es nun fortlebt, das Wort, das wir hatten ausrotten wollen?“
- Antwort: Wie, meinst du, rottet man solch ein Wort aus?

- Der junge Mensch: „Man ersetzt es durch ein andres.“
- Antwort: Welch ein andres?
- Der junge Mensch: „Kameradschaft. Volksgemeinschaft.“
- Antwort: Gut denn. Setzen wir den Fall, wir wären keine Sozialisten, sondern eben Kameraden. Ist das Wort dann ausgerottet?
- Der junge Mensch: „Wenn auch nicht auf einen Schlag. Es würde allmählich vergessen werden.“
- Antwort: Auch von den heimlichen „Sozialisten“?
- Der junge Mensch: „Man könnte verbieten, das Wort zu gebrauchen.“
- Antwort: Man könnte es aus den Büchern radieren. Auch aus den Büchern der Geschichte? Auch aus den Sprachen anderer Völker? Auch aus dem Mund der ewigen Setzer und Versucher und Emissäre? Und aus dem Mund der stummen Wähler?
- Soll ich dir sagen, was geschähe? Wir wären ein Volk von Kameraden, und sie blieben „Sozialisten“.
- Der Führer ging einen andern Weg: er hat das Wort nicht ausgerottet, sondern jene „Sozialisten“. Und er hat sie nicht „verboten“, sondern hat sie umgewandelt. Er hat sie erobert, für sich erobert und für seinen Sozialismus.
- Nun haben die rechten Sozialisten ihren echten Sozialismus. Was wollen sie noch? Sie sollen es sagen! So hat der Führer den 1. Mai nicht „verboten“, sondern erobert. Nun habt ihr euren 1. Mai. Was wollt ihr noch? — Sie sollen es sagen! Siehst du die Weisheit solcher Wandlung? Sie zerstört nicht, sie erfüllt.
- Der junge Mensch: „Aber blieb nicht doch das Fremdwort?“
- Antwort: Es blieb das Wort, das sie verstehen, auch die Unverstehenden, die Mißverstehenden, Verhegten. Nun können Sie sehen, was das ist: Sozialismus. Und nun können sie vergleichen. Du merkst, wie ihnen die Augen aufgehen.
- Der junge Mensch: „Glaubst du, daß aus diesem Grund der Führer das Schlagwort übernommen?“
- Antwort: Ich weiß nicht, ob er dergleichen bedacht hat; er tat, was zu tun war. Er nahm ihnen alles aus der Hand, auch das Schlagwort, sie zu schlagen. So hat er sie still und stumm gemacht.
- Der junge Mensch: „Ja, er hat sie stumm gemacht.“

Vom Pazifismus und vom Frieden.

- Der junge Mensch: „Sind wir nicht doch auch Pazifisten, da wir nur den Frieden wollen?“
- Antwort: Was verstehst du unter Frieden?
- Der junge Mensch: „Ehrliche Verständigung.“
- Antwort: ... unter ehrenhaften Völkern. Da hast du das Wörtlein Ehre zweimal. Und was wollten die Pazifisten?
- Der junge Mensch: „...“
- Antwort: Ehrlose Verständigung mit dem Feind, zur Schmach des Volkes.

Der junge Mensch: „Aber wenn sie es ehrlich meinten...?“
Antwort: ... als sie dem Volk in den Rücken fielen, mitten im furchtbarsten Kampf um Frieden? Denn warum kämpft denn schließlich ein Volk, als um Frieden, auch in Schlachten!

Der junge Mensch: „Und wenn sie es dennoch ehrlich meinten?“

Antwort: So waren sie Narren, nicht Verbrecher; ehrliche Narren, die nicht wissen, daß es der nie ehrlich meint, der nicht ahnt, was Ehre ist. Und nun frag ich dich: sind wir ehelos?

Der junge Mensch: „Was fragst du?“
Antwort: So sind wir nicht Pazifisten, sondern Kämpfer um ehrlichen Frieden unter ehrenhaften Völkern.

Vom Wissen um die Volksgemeinschaft.

Der junge Mensch: „Frag mich wieder! Es belehrt mich.“
Antwort: Glaubst du an die Volksgemeinschaft, daß sie mehr sei als nur ein Wort?

Der junge Mensch: „Manchmal möcht ich dran verzweifeln. Ich sehe Haß und sehe Schmähsucht, sehe Gier nach Eigennutz. Aber vielleicht kann ein Volk so rasch sich nicht so tief verwandeln.“

Antwort: Und du hoffst, daß Haß und Schmähsucht, und daß Gier nach Eigennutz je aus einem Volke schwänden?

Der junge Mensch: „Raum; denn Menschen bleiben Menschen.“

Antwort: Also wäre nicht zu hoffen, nie, auf rechte Volksgemeinschaft?

Der junge Mensch: „Frag nicht weiter! Lehre mich!“
Antwort: Nimm den Stein! Du kennst ihn.

Der junge Mensch: „Feldspat.“
Antwort: Ist es ein Stein?

Der junge Mensch: „Ein Mineral.“
Antwort: Warum sagst du: ... ein Mineral?

Der junge Mensch: „Weil ich zweifle, ob es ein Stein ist, dies Gestein aus vielen Steinen.“

Antwort: Und es ist Sand und Gneis dazwischen, Glimmer, allerlei Geschicht. Und nun heb die Augen auf, gegen Süden! Was erblickst du?

Der junge Mensch: „Das Gebirge.“
Antwort: Und inmitten?

Der junge Mensch: „Einen Berg.“
Antwort: Sieh genauer hin! Was siehst du?

Der junge Mensch: „Immer noch denselben Berg.“
Antwort: Und du schwörst, es ist ein Berg?

Der junge Mensch: „Kann ich denn zweifeln!“
Antwort: Ich sehe Täler.

Der junge Mensch: „Die gehören wohl zum Berge.“
Antwort: Und es gäbe keinen Berg ohne Täler, ohne Abgründe und Schluchten?

Der junge Mensch: „Raum.“
Antwort: Und er bliebe doch ein Berg?

Der junge Mensch: „Füglich.“
Antwort: Und nun nimm zum Dank die Rose! — Ein paar Blätter sind verwelkt. Kauf sie aus!

Der junge Mensch: „Sie wird zerblättern.“
Antwort: Laß mal sehen...

Der junge Mensch: „Ach, was tust du!“

Antwort: Ich entblättere die Rose. — Und was blieb?

Der junge Mensch: „Ein Häuflein Blätter. Und ein Stengel.“

Antwort: Und die Rose? Ist dahin.

Der junge Mensch: „Warum hast du das getan!“
Antwort: Weil du sehen sollst, was ein Volk ist.

Der junge Mensch: „Doch nicht eine Handvoll Blätter!“
Antwort: Nein, die Rose. Und der Berg trotz Schlucht und Abgrund. Und der Stein trotz vieler Schichten und trotz vielerlei Geschichte.

Der junge Mensch: „Also wär nur eines wichtig: wissen, daß ein Volk zerfällt ohne Wissen um Gemeinschaft? — Dieses Wissen und Gewissen machte die Gemeinschaft aus?“

Antwort: Ja, dies wirkende Gewissen macht die Volksgemeinschaft aus. Und nun frag ich dich: Wissen wir wieder, daß wir ein Volk sind? Wirken wir dies Wissen wieder?

Der junge Mensch: „Endlich wissen wir es wieder. Alle wissen wir es wieder. Und in vielen wirkt dies Wissen.“

Antwort: Und der Haßer weiß es auch? Und der Eigensüchtling auch, durch sein schlechtes (Volks-)Gewissen?

Der junge Mensch: „Manchmal zweifle ich daran.“
Antwort: Nun, so muß er es erfahren.

Von Mutterschaft und Heldentum.

Der junge Mensch: „Drei Söhne also hast du geboren, und sie verloren ans Vaterland. Und bleibst so heiter?“

Mutter: Ja, drei Söhne hab ich geboren, und sie in Schmerzen hingeschenkt. Und mein Haar ist grau geworden. Mein Sinn aber, wahrlich, blieb getrost. Ich sehe die Söhne anderer Mütter, die heimgekehrt sind, erst vom Krieg, und dann aus den Straßenschlachten, und sehe, daß sie tüchtig sind und sich beruflich vorwärts bringen, Hochzeit machen und Häuser bauen, oder daß sie erfolglos sind, sich plagen, quälen und zermürben. Ich sehe, daß sie Urlaub nehmen oder daß ihre Kinder krank sind, sehe, wie sie älter werden, arbeiten und Ärger haben, all das, was der Alltag bringt.

Und dann seh ich meine Söhne: jung, gefeit und hoffnungsvoll, mit dem Blick auf etwas Großes, auf den Sieg des Vaterlandes, auf den Sieg des jungen Reiches, als sei nichts sonst auf der Welt, nichts von all der Schererei und Verdrießlichkeit des Lebens.

So stehen sie, Standbildern gleich, unvergänglich zeitentrückt unter ihren Kameraden, nicht kühl nur wie aus Stein, sondern rührend im Geständnis ihrer ewig-jungen Pläne, ihrer nie enttäuschten Liebe, ihrer nie entweiheten Mannheit.

Soll da ihre Mutter klagen? Sie, die wie kein zweites Weib sie behält, ganz ohne Sorgen, wenn auch nicht ganz ohne Wehmut! Sollte sie ihr Schicksal schelten?

Von Tod und Geburt.

- Der junge Mensch: „Ist es nicht doch entsetzlich, zu sterben, auch, zu sterben fürs Vaterland; nicht, wie sie sagen wollen, süß?“
- Antwort: Ja, sie sind schrecklich, Tod und Geburt.
- Der junge Mensch: „Warum sagst du: Tod und Geburt?“
- Antwort: Bist du denn nicht geboren worden, und gedenkst der Schrecken nicht?
- Der junge Mensch: „Der Schrecken?“
- Antwort: Der Schrecken deiner Geburt.
- Der junge Mensch: „Ah, du sprichst von meiner Mutter!“
- Antwort: Nein, ich spreche nur von dir. Oder blieb dir kein Erinnern an die Nöte deiner Gast, deiner Gast im Mutter-schoße, deines Drängens in dies Leben?
- Der junge Mensch: „Vater, davon weiß ich nicht.“
- Antwort: Nichts von alle der Gefahr, die dem zarten Wesen drohte, nichts von möglicher Verstümmelung, nichts von erblicher Belastung oder von der Möglichkeit, mißgeboren in das Dasein zu erwachen?
- Der junge Mensch: „Vater, davon weiß ich nicht!“
- Antwort: Und du hast dich nicht geängstigt? Gabst vertrauensvoll dich hin an dies ungekannte Schicksal?
- Der junge Mensch: „Vater, davon weiß ich nicht.“
- Antwort: Und was wüßtest du vom Tode? Stößt nicht dieses Dasein dich vielleicht nur wieder aus, wie einst aus dem Mutterschoße? Und wir sollten nicht vertrauen, wie wir unserer Mutter uns einst vertrauend anvertrauten? Wird nicht jene Liebe auch dann treu um uns bemüht sein, die uns einmal schon umtreute, als sie uns das Leben schenkte? Oder graut dir vor der Kugel?

Von Genies und Schöpferischen.

- Der junge Mensch: „Bitte, sag mir, was ein Genie ist?“
- Antwort: Warum fragst du mich französisch?
- Der junge Mensch: „Französisch?“
- Antwort: „génie“, ist ein französisches Wort.
- Der junge Mensch: „Oh! Das hab ich nicht bedacht. — Aber es gibt doch Genies auch in Deutschland!“
- Antwort: Sozusagen. Nur seh ich nicht ein, warum dann das französische Wort.
- Der junge Mensch: „Es klingt so dämonisch, so interessant.“
- Antwort: Ja, es klingt recht extravagant, großartig unbürgerlich und geheimnisvoll weltumstürzend. Dabei ist es im Kern gut klassisch. Genius ist der Geist des Menschen, sein Wesen trotz Geburt und Tod. Sein unvergänglich Wesentliches. Sein Kaffekern. Seine Seele, und die Kraft, sie auszuwirken. Schiller sprach vom Genius, wo er Schöpferkräfte spürte.
- Der junge Mensch: „Aber Genius ist lateinisch. Warum nicht ein deutsches Wort?“
- Antwort: Zuvor noch ein griechisches. In Genius steckt das Silbchen gen, griechisch γεν; es bezeichnet das Erschaffen, das Erschaffene, das Zeugen, das ursprünglich Schöpferische, also (zu „deutsch“) das Geniale.

Der junge Mensch: „Also wäre das Genie (schlicht): der schöpferische Mensch.“

- Antwort: Ja und nein. „Das“ Genie, sagst du, richtig. Und dies „das“ hat seinen Sinn. Es bedeutet, daß nicht eigentlich der Mensch das Genie ist, sondern daß ein Unpersönliches durch den Menschen genial wirkt. Also daß ein Schöpfertum durch den Menschen schöpferisch wirkt, das sich der Person bedient. Die Natur, der Schöpfer Geist, wirkt durch schöpferische Menschen.

Der junge Mensch: „Die Kasse ...“

Antwort: Ja, die Kasse spricht durch schöpferische Menschen.

Der junge Mensch: „Also wäre das Genie Ausdruck einer Volksnatur, einer Kasse ...“

- Antwort: ... und als solcher überindividuell, „übermenschlich“, wenn du damit nicht gleich „göttlich“, sondern eben sagen willst, daß der Mensch aus dem Genie spricht, nicht der kleine Einzelmensch.

Das erklärt auch, warum schöpferische Menschen ihre Schwächen haben mögen, ihre Schrullen, ihre kleinen Menschlichkeiten. — Wenn der Geist sie überkommt, wirken sie wie die Natur.

Der junge Mensch: „Das enttäuscht mich insofern als ich meinte, durch den Genius spricht die Gottheit.“

- Antwort: Spricht sie nicht durch die Natur? Auch durch die Natur des Menschen?

Vom Gesichtspunkt und vom Standpunkt.

Der junge Mensch: „Also, du stehst nicht auf dem Standpunkt, daß Nietsche darin recht gehabt hat?“¹

- Antwort: Nein, ich stehe auf dem Standpunkt, daß es nicht Amt der Seher sein kann, in allen Dingen recht zu haben. Ihr Amt ist vielmehr, Gesichte zu sehen, das Augenmerk darauf zu lenken, mit dem Finger drauf zu deuten.

Der junge Mensch: „Gesichte, sagst du. Was meinst du damit?“

- Antwort: Tausend Jahre lang haben Menschen Äpfel vom Baume fallen sehen; Newton sah darin die Schwerkraft. Er sah nicht den Fall nur; er sah ein Gesicht: die Bedeutung dieses Falles. Da wies er auf den springenden Punkt hin, der bei diesem Fall herausprang. Den Punkt, der wieder ins Gesicht springt. Auf den deutete er hin. Und er hat ihn dann auch gedeutet.

Der junge Mensch: „Fortan stand er auf dem Standpunkt, daß die Anziehung der Erde den Fall des Apfels verursacht habe.“

- Antwort: So etwa. Ein anderer Gelehrter stand gewiß auf einem andern, ein Dritter auf einem dritten Standpunkt. Der Gesichtspunkt aber blieb. Von welchem Standpunkt auch sie zusahen: der Fall des Apfels blieb im Blickfeld.

¹ Worin, steht hier nicht in Frage.

Der junge Mensch: „So könnten seherische Menschen also wie die Kinder sein, die immer irgend etwas ‚finden‘ und bestaunen und bewundern, weil sie es noch nie gesehen.“
 Antwort: Ja, so könnten Seher sein. Sie entdecken lauter Dinge, die der Mensch ansonst nicht sieht, oder die er doch nicht so sieht. Und dies „so“ gibt den Gesichtspunkt. —
 Ihr Standpunkt zu dem, wie sie sehen und was sie sehen, ist dabei oft nicht so wichtig.

Von den Dichtern und vom Sinnbild.

Der junge Mensch: „Gibt es ganz wahrhaftig Dichter? Oder sind das Schreibende, die sich andern überheben?“
 Antwort: Goethe war denn doch ein Dichter.
 Der junge Mensch: „Und warum?“
 Antwort: Er hat ein tiefes Wort gesagt: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.“ Und er hat dies Wort gelebt und in seinem Werk erwiesen.
 Der junge Mensch: „So macht den Dichter die Gabe aus, zwiefach zu sehen was er sieht, einmal die Bilder dieser Welt, und dahinter ihr ewiges Urbild, das nicht mehr von dieser Welt ist?“
 Antwort: Ja, es macht ihn ein zweites Gesicht aus. Aber nicht nur ein zweites Gesicht. Vielmehr die Gabe, im Abbild der Welt ihren Sinn zu offenbaren, also Sinnbilder zu sagen, deren Tief-sinn die Sinne anspricht.
 Der junge Mensch: „Und macht das nicht den Künstler schlecht hin, also auch den Bildner aus, den Maler, den Mimen, den Musiker?“
 Antwort: Ja, es macht den Künstler aus.
 Der junge Mensch: „Was also unterscheidet sie, alle diese Sinnbild-Bildner?“
 Antwort: Ihr Mittel und ihr Material. Und die Abart ihrer Sinne.

Von der Leiter und der Sprosse.

Der junge Mensch: „Manchmal bin ich ungeduldig.“
 Antwort: Warum bist du ungeduldig?
 Der junge Mensch: „Ach, ich möchte Großes tun, und weiß es nicht anzufangen.“
 Antwort: Großes tun?
 Der junge Mensch: „Ja, alles wissen, alles können, alles wagen, eine neue Welt entdecken...“
 Antwort: Und was hindert dich daran? Was, zum Beispiel, willst du wissen?
 Der junge Mensch: „Alles.“
 Antwort: Etwas viel auf einmal. Und zunächst: aus welchem Fach?
 Der junge Mensch: „Fach? — Ich hasse diese Fächer. Nur das große Ganze lockt mich.“
 Antwort: Also dann: Philosophie.
 Der junge Mensch: „Nein, nicht blasse Theorie. Ich will Taten tun, will kämpfen, Schlachten schlagen...“
 Antwort: Gut. Du meldest dich zum Meer. Wie alt bist du?
 Der junge Mensch: „Ach, du denkst, ich sehnte mich, als Rekrut zu exerzieren: Auf! Marsch, marsch! — Nein, wie einst der Alte

fritz, den Degen in der Faust möcht ich Weltgeschichte machen?
 Antwort: Oh, du willst gleich hoch hinaus!
 Der junge Mensch: „Ja, das will ich in der Tat.“
 Antwort: Dann besieh dir diese Leiter!
 Der junge Mensch: „Diese Leiter?“
 Antwort: Ja, die Leiter. Diese himmelhohe Leiter. — Wenn sie dich nicht hoch hinaus führt, führt sie dich doch hoch hinauf.
 Der junge Mensch: „Ach, ich wittere ein Gleichnis. — Schön brav, Spross‘ um Sprosse, soll ich meine Himmel stürmen?“
 Antwort: Anders führt kein Weg dahin.
 Der junge Mensch: „Aber mich verdriest der Krimskrums all der niederen Kleinigkeiten und der kleinen Einzelheiten.“
 Antwort: Jawohl, dich verdriest die Mühe, eine Sprosse zu erklimmen; also träumst du dir den Sprung über alle Himmelsleitern. Aber daraus wird nichts, Freund.
 Der junge Mensch: „Und du räst mir?...“
 Antwort: Träumst du tausend große Dinge, tu das nächste kleine! Aber über viel geringe nicht vergiß das eine!

Vom Überirdischen.

Der junge Mensch: „Das Überirdische...? Damit hab ich nichts zu schaffen.“
 Antwort: Gut, daß du kein Bauer bist.
 Der junge Mensch: „Just die Bauern, meine ich, stehen, und mit beiden Füßen, fest auf dieser irdischen Erde.“
 Antwort: Der Sonne freilich bedürfen sie doch.
 Der junge Mensch: „Seit wann nennst du sie überirdisch?“
 Antwort: Seit sie in ihrer alten Weise über dieser Erde aufgeht.
 Der junge Mensch: „Wahrhaftig... über dieser Erde... Daran hab ich nicht gedacht. — Und sie wäre überirdisch?“
 Antwort: Irdisch kann ich sie nicht nennen. Ja, mich dünkt, ich wüßte nichts, was so sichtlich überirdisch über unserer Erde wandelt. Freilich stört sie dabei nicht, ob der Maulwurf, der sich seinen Erdengang wühlt, von ihr keinerlei Notiz nimmt. Wundern würde er sich nur, wenn sie eines Tags sein Erdreich nicht wie jetzt durchsonnen würde und durchwärmen und durchfeuchten. Nein, es läßt sich die Erde nicht aus dem Kosmos herauslösen, der sie mit umfassen hält. Wohl wühlt sich die Menschenstirn ihre eignen Labyrinth. Die Gestirne lächeln nur.

Von den Großen der Geschichte.

Der junge Mensch: „Manchmal hab ich mich gefragt, ob ‚die Großen‘ der Geschichte wirklich die Großen der Völker sind. Vielleicht taten sie nur Unrecht? Vielleicht haben sie gemordet, haben Menschen abgeschlachtet und in Willkür Gewalt getan? Während Hunderttausende stiller, namenloser Helden sang- und klanglos hingegangen.“
 Antwort: Du meinst, daß sie vergessen sind?

Der junge Mensch: „Sie leben ein Weilchen im Gedenken ihrer Lieben. Aber kein Geschichtsbuch nennt sie.“

Antwort: Und warum nennt sie kein Geschichtsbuch?

Der junge Mensch: „Weil es nur ‚die Großen‘ nennt.“

Antwort: Wer sind diese Großen?

Der junge Mensch: „Das eben frag ich.“

Antwort: Es sind die Männer der Entscheidung, die mehr entscheiden als ihr Schicksal. Sie entscheiden das Schicksal vieler. Sie nehmen Verantwortung auf sich, über ihr eigenes Los hinaus, für das Schicksal ganzer Völker.

Ob sie Recht tun oder Unrecht: sie bringen Unheil oder Segen über Hunderttausende. Sie gründen und zerstören Staaten, sie verhängen Krieg und Frieden über Ketten von Geschlechtern. Sie reißen die Macht von Staaten an sich oder entreißen ein Volk der Ohnmacht. Sie setzen Generationen aufs Spiel oder setzen sie auf ein Ziel an. Sie sind Werkzeuge des Werdens, ob sie nun „gut“ sind oder „böse“, ob gesegnet und gesandt, ob verdammt, nur zu verheeren. So sind sie Täter des Geschehens, wahrhaft Männer der Geschichte.

Der junge Mensch: „Und haben nicht die Namenlosen an der Front wie in der Heimat auch das Schicksal von Völkern entschieden?“

Antwort: Ja, sie haben es mitentschieden. Und das Geschichtsbuch nennt sie mit. — Und nännte sie kein Geschichtsbuch mit, so nennt sie die Sage und nennt sie der Sang, daß sie nicht sang- und klanglos hingehen.

Siehst du die Gerechtigkeit: Wen die Wissenschaft vergäße, den singt und sagt der Volksmund fort. Wir aber wollen dafür sorgen, daß zur Geschichte der Großen des Volks die Geschichte der Völker tritt, jene wahrhaft völkische, die nicht Namen nur berichtet, sondern auch von Namenlosem.

Und so hast du nicht ganz unrecht.

Vom Beruf. Von der Berufswahl.

Der junge Mensch: „Welcher Beruf ist der beste, mein Vater?“

Antwort: Das will ich dir sagen; denn ich weiß es: für den Bauern sein Bauernberuf, und für den Handwerker sein Handwerk. Es wäre denn, daß er nicht dafür taugte.

Der junge Mensch: „So gäbe es keinen bessern Beruf als den, für den ein jeder taugt?“

Antwort: Ja, so ist es. Betrachte ein Dorf! Da muß einer Bauer sein, einer Mäher, einer Drescher, einer Müller, einer Bäcker. Und ein sechster muß Zugschmied sein und ein siebter Wagenbauer. Einer muß Fleischer und einer Förster, einer muß Herbergsvater sein, einer Arzt und einer Lehrer, wieder einer Bürgermeister.

So ist es im Dorf, so in der Stadt, und so ist es auch im Staate. Einer taugt zum Soldatenberuf und ein anderer zum Richter. Einer zum Kaufmann, einer zum Fuhrmann und der dritte vielleicht zum Dichter. Das aber wäre ein übler Staat, wo jeder wollte Pastor sein oder Doktor und Direktor. Der Knecht ist nötig wie der Müller, die Magd ist nötig wie die Hausfrau. Der Feldherr ist wichtig, der Gärtner ist wichtig, wie der Künstler wichtig ist. Und wenn jeder seinen Mann steht, so greift das zusammen und ergänzt sich, daß es eine Augenlust ist!

Siehst du also, wie töricht es wäre, zu schielen, ob da einer „besser“ sei oder „schlechter“. Gut ist der, für den du taugst. Und er ist für dich der beste. Nichts taugt nur der Taugenichts.

Der junge Mensch: „Aber taugen nicht viele, mein Vater, und kommen doch nicht zu ihrem Beruf, weil nicht Raum ist für so viele?“

Antwort: Ja, so ist es allerdings. Daß du taugst, allein, genügt nicht. Auch genügt nicht der Beruf; denn du mußt ihn erst ertragen. Und auch dafür mußt du taugen.

Das ist aller Schule Sinn, und ist aller Mühsal Segen. Prüfe dich, wozu du taugst, oder laß dich wohl beraten! Und dann gib dein Ziel nicht auf, sondern mühe dich, das zu werden, wozu du berufen bist!

Der junge Mensch: „Ja, so will ich tun, mein Vater.“

Wir lieben das Gesunde. Der beste Kern unseres Volkes, an Leib und Seele gemessen, soll den bestimmenden Maßstab geben. Wir wünschen in unserer Kunst nur dessen Verherrlichung. Das Gebot unserer Schönheit soll immer heißen: Gesundheit. Für das Architektonische übersetzt: Klarheit, Zweckmäßigkeit und — aus beiden entwickelt — wieder Schönheit.

Der Führer auf dem Reichsparteitag 1936.

H. Eckert **Wer war Balilla?**

Wenn ich in müßiger Stunde die alten Gassen und Gäßchen, die malerischen Plätze und Plätzchen der Altstadt Genuas durchstreife und an manchem Gebäude Halt mache, das mir ein Stückchen der überaus anziehenden Geschichte der alten Handelsmetropole erzählt, so verweile ich oft auch vor einem schlichten Denkmal, das in Via Portoria, abseits vom lärmenden Verkehr, ein bescheidenes Dasein führt. Selten, daß ein Fremder den Weg hierher findet; um so zahlreicher sind die Kinder, die hier, am Fuße des Sockels, ihre lebhaften Spiele betreiben. Droben schreitet barfuß, mit hochgekrempeelten Ärmeln und Hosenträgern eine elastische Knabengestalt; das Hemd, über den linken Oberarm heruntergerissen, gibt die Brust frei; fest ist das Auge aufs Ziel gerichtet, während die Rechte, mit einem Stein bewehrt, weit zum Wurf ausholt. „Che l'inse“ 5 dicembre 1746 ist alles, was die Fundamentplatte als Erläuterung des nicht alltäglichen Anabendenkmals trägt. Wenige Schritte weiter, und man bemerkt, im Pflaster der Straße eingelassen, eine Marmorplatte, die weiter nichts als das oben angegebene Datum trägt. Uns allen ist der Name — richtiger, der Übername — des jugendlichen genuesischen Steinwerfers bekannt: Balilla. Balilla ist heute Ehrenname für die faschistische Jugend Italiens, die bis zum 13. Lebensjahr den Namen selbst führt. ONB (Opera Nazionale Balilla) ist das von Mussolini im Jahre 1926 geschaffene staatliche Organ, das die nationale Erziehung der Jugend gewährleistet und das seit 1929 als besondere Abteilung im Ministerium der Erziehung eingegliedert ist.

Was aber wars, das einem Knaben zu diesem Ruhme verhalf, was hat den Duce bewogen, bei der Gründung der faschistischen Jugendverbände gerade diesen Namen auszuwählen? Wer war Balilla? Blicken wir in der Geschichte der Stadt, die angeblich älter als Rom ist, einige Jahrhunderte zurück.

Genua war immer ein mehr oder weniger blühender Handelsplatz. Auch das Gewerbe, vom Handel beeinflusst, hatte hier beträchtliches Ansehen. Die Kunst der genuesischen Seidenfärber genoss einen Ruf weit über die Grenzen der Heimat hinaus. Antonio Perasso war wohlhabender Konsul des Seidenfärberstandes. Im Vico dell'Ulivella, in derselben Straße, in der einst Christoforo Colombo das Licht der Welt erblickte, wurde ihm am 26. Oktober 1735 ein Sohn, Giambattista, geboren. Es war das Natürliche, daß der Sohn arbeitsamer Eltern recht früh zur Mithilfe herangezogen wurde. Arbeit und Erwerbstätigkeit sind dem Genuesen ohnedies von Haus aus geläufige Eigenschaften. Freilich war dem kindlichen Spieltrieb immer noch genügend Zeit zugemessen, und es scheint, daß dem jugendlichen Giambattista, genannt Balilla, nichts größeres Vergnügen machte, als die Teilnahme am Austrag der Jungenstreitigkeiten zwischen den belebten Stadtvierteln, der seine Hochform im gegenseitigen Bewerfen mit Steinen erreichte. Jedenfalls

muß er im Werfen schon früh eine anerkannt wertvolle Sicherheit gehabt haben. Ein alter Seebär, der sein Leben lang auf genuesischen Seglern Kriege, Entdeckungsfahrten und Handelsreisen überstanden hatte, wurde des Jungen bester Freund und wußte ihn durch seine anschaulichen Schilderungen in helle Begeisterung zu versetzen. Es ist durchaus nicht verwunderlich, daß der also aufwachsende Knabe — Sohn des natürlich patriotisch empfindenden genuesischen Volkes — die nun für seine Vaterstadt anbrechende unglückliche Zeit mit Weh im Herzen empfand. An den Händeln des österreichischen Erbfolgekriegs, die ganz Europa in Flammen setzten, hatte die genuesische Republik zunächst gar kein Interesse. Als aber Maria Theresia das durch die Republik von Carl VI. um 5 Millionen Lire erworbene Marchesato finale dem Herzog von Savoyen für Hilfeleistung zusprach, wurde auch Genua in den Streit verwickelt.

Das geheimnisvolle, dreimalige Schwanken des Tabernakels in San Giovanni Battista zur Zeit des Abschlusses des Vertrages mit Carl VI. um finale, die Erscheinung zweier Kometen (1744 und 1746) am genuesischen Himmel ließen der Bevölkerung nichts gutes ahnen. Mit Widerwillen war Genua dem Bund mit Spanien gegen Maria Theresia beigetreten. Da wurden im Sommer 1746 die französisch-spanischen Truppen in der Lombardia geschlagen, Philipp V. starb, und Ferdinand VI. zog seine Truppen zurück, indem er Genua seinem Schicksal überließ. Die Österreicher waren bald an den Toren der Stadt. Der Führer der Österreicher, Panduren und Kroaten, General Botta Adorno, war — o Tücke des Geschicks — Genuese und zugleich Gasser der Stadt über alle Maßen. Sein Vater war einst wegen Verrats an der Stadt seiner Güter verlustig gegangen und konnte sich nur durch List dem Beile des Henkers entziehen. Wehe der Stadt, die nun in die Hände des rächenden Sohnes fallen sollte. „Ich will den Genuesen nichts lassen als die Augen zum Weinen“ waren seine Worte, als er die Superba an der Spitze des Heeres von der Anhöhe aus übersah. Der Senat, besorgt um Rang und Sitz, fürchtete aber nicht nur seinen Jorn, sondern auch den des Volkes. Er gab nicht die Waffen an dieses heraus, verließ sich vielmehr aufs Verhandeln, und in kurzer Zeit war eine ehrlose Übergabe nicht mehr zu vermeiden. In ausführlicher Weise beschreibt nun die Stadtgeschichte das Leben und Treiben der Soldaten in der schönen und wohlhabenden Stadt, berichtet von dem „in Strömen fließenden Weine“, der Beschlagnahme des Bankschatzes von San Giorgio, der ältesten Bank der Welt; und feuchten Auges sieht der Geschichtsschreiber „die dreizehn Ochsenkarren, beladen mit 170 Säcken, in denen 230 000 Genovinen in bar enthalten sind“, an sich vorüberziehen, hin zur österreichischen Kriegskasse unter Conte Cotek. Dann mehrten sich die Stimmen, die von der Selbsthilfe der Bevölkerung sprachen, von der Auffindung der Leichen

von Soldaten, die eines rätselhaften Todes gestorben sind.

Als die Sache der alten Handelsrepublik so betrüblich stand und die Alten weder aus noch ein wußten, fand die Jugend des Rione Portoria die Lage noch lange nicht zum Verzweifeln. Auf der Terrasse eines der meist siebenstöckigen Häuser fanden sich die Jungen in der Dunkelheit zusammen und schworen, nicht zu rasten, bis der Feind aus der Stadt gejagt sei. Unwillkürlich erinnert man sich beim Lesen dieser Verschwörungsszene des „fiasco“ und vor allem auch deshalb, weil in der Folge immer wieder Örtlichkeiten benannt werden, die aus dem Schillerschen Werke bekannt sind. Das Los bei der Bestimmung des Oberhauptes der Knabenschwörung traf Balilla, ihn, der das elfte Lebensjahr kaum zurückgelegt hatte. Zwar schienen die Aussichten nicht sonderlich günstig für das Vorhaben der jugendlichen Verschwörer. Blockiert von der englischen Flotte von der Meeresseite und abgeschnitten von den Heeren nach der Landseite, lag der Handel der Stadt darnieder, die somit an ihrem Lebensnerv getroffen war. Botta presste aus der Bevölkerung heraus, was nur heraus zu holen war, ja, er ließ den letzten Schutz der Stadt nach außen, die „Zwölf Apostel“, die Bestückung der Stadtmauer, auf Schiffen abtransportieren. Als er gar noch Befehl gab, den nach der Stadtheiligen benannten Mörser „Santa Caterina“ vom Carignano-Hügel abzuschleppen, geriet das Volk in höchste Erregung ohnmächtiger Wut. Glücklicherweise gelangte das von 3 Ochsenpaaren bespannte Geschütz in die Altstadt. In Via Portoria aber versanken plötzlich die Vorderräder des schweren Gefährtes, da man die unter dem Pflaster durchziehenden Wasserableitungskanäle nicht berücksichtigt hatte. Vor dem in Stein gehauenen, heute noch vorhandenen Bilde des Ritters St. Georg, ebenda, wo auch die Gedenkplatte ins Pflaster eingelassen wurde, gab es nun einen fürchterlichen Tumult. Die Offiziere schimpften, die Soldaten und Tiertreiber schrien, und die umstehenden Genuesen gaben ihrer Freude über die unverhoffte Wendung der Dinge lebhaften Ausdruck; denn es ging weder vor- noch rückwärts mit dem Geschütz.

Jetzt hielt unser jugendlicher Held, Balilla, seine Zeit für gekommen. Die Mitverschworenen waren bestens unterwiesen, nicht selbständig zu handeln, sondern sein Zeichen abzuwarten. Als der eine Offizier die männliche Bevölkerung zwingen will, die Kanone aus dem Loch zu ziehen, ja, einen Zögernden brutal zu Boden schlägt, da ertönt aus den Reihen der Knaben der fragende Ruf: „Che l'inse?“ (auf gut badisch: Soll ichs ihm geben?), „Insila“ (Gibs ihm!) wird es ihm wie aus einem Munde zur Antwort. Schon hat Balilla den ersten Stein aus der Tasche und sicher trifft er den Offizier damit an der Stirne, daß er „wie ein Lumpen zu Boden fällt“. Nun aber hagelt es von allen Seiten auf die Soldaten, die sich der jugendlichen Werfer nicht mehr zu erwehren wissen und nichts anderes als ihr Seil in der Flucht suchen

müssen. Umsonst, daß der inzwischen wieder zu sich gekommene Offizier die Soldaten anfeuert, gegen die Schar Knaben vorzugehen. Aus den Fenstern kommt jetzt die Hilfe der Umwohner: Heißes Wasser, die aufgestellten Speisen (ja von anderem, das wenig angenehm duften soll, erzählt die Chronik), alles ergießt sich über das Militär, das endlich die Kanone aufgibt. Fünf verwundete Soldaten läßt es zurück, die von der Bevölkerung ins nahe Hospital verbracht werden. Balilla ist der Held des Tages, des für die Stadt denkwürdigen 5. Dezember 1746, an dem eine Erhebung des gesamten genuesischen Volkes seinen Anfang nahm und den Feind glücklich aus der Stadt vertrieb. Dazu waren freilich noch immer harte Kämpfe zu bestehen, aber es hatte selbst unter den gepuderten Perücken gedämmert, daß jugendlicher Wagemut mehr vermag, als ränkevolles Verhandeln, das die unfruchtbare Tätigkeit der weisen Räte in schwerster Zeit gewesen war. Auffällig zahlreich sind in diesem Geschichtsabschnitt der Superba die Beispiele für das unerfrorene, heldenhafte Handeln jugendlicher Genuesen nach Balillas Vorbild. So wird von einem zwölfjährigen, Ardito Pittamuli, berichtet, der, mit einer Fackel und einem Dolche bewaffnet, in das Hauptquartier der Truppen Maria Theresias eindrang, die Wache niedermachte und das Gebäude in Flammen steckte, worauf die Belagerer die Stadt nach dreizehnstündigem erbitterten Straßenkampf für immer verlassen mußten. Als dann die „Santa Caterina“ im Triumphzuge wieder an ihren früheren Standort zurückgeführt wurde, stand zu oberst auf dem Karren Balilla, von der Menge als der Befreier der Stadt gefeiert und umjubelt von der dankbaren Bevölkerung. Ausdrücklich aber betont der Geschichtsschreiber, daß ihn dieser Ruhm nicht trunken machte, daß er vielmehr wie selbstverständlich an seine gewohnte Arbeit still zurückkehrte, später das Geschäft des Vaters übernahm und wie dieser, auch zum Konsul der Färberkunst gewählt wurde. Mit 18 Jahren heiratete er bereits und wurde Vater von zehn Kindern. Ein Geschenk der dankbaren Vaterstadt, eine Weinhandlung, hat er nie selbst betrieben. Schon am 10. September des Jahres 1781 stand die trauernde Bevölkerung an der Bahre seines Befreiers, der in der Kirche Santo Stefano Protomartire, im Stadtviertel Portoria, ein ehrenvolles Begräbnis erhielt; und dort werden auch die Urkunden seines Lebensganges aufbewahrt. Der spätere Lauf der Geschichte war nicht immer dazu angetan, den Ruhm des Helden „Balilla del sasso“ hervorzuheben, ja dieser geriet wohl zeitweise ganz in Vergessenheit und wurde so mehr und mehr zur legendären Gestalt, obwohl Dokumente, die seine geschichtliche Wahrheit beweisen können, reichlich vorhanden waren. Erst Goffredo Mameli, der genuesische Sänger des Risorgimento, entsann sich seiner wieder, als er ausrief: „I himbi d'Italia, son tutti Balilla!“ (Die Jungen Italiens sind alle Balilla!), und die Gründung der ONB durch den Duce hat diese Prophezeiung in unvergänglicher Weise erfüllt.

Vom Wesen der deutschen Kurzgeschichte.¹

Die Sage erzählt von Wieland dem Schmied, daß er sein Meisterstück, das berühmte Schwert, dessen Schärfe einen im Strom treibenden Wollknäuel durchschneidet, mit unendlicher Mühe und Kunstfertigkeit hergestellt habe. Aus edelstem Erz und geheimnisvollen Stoffen geschmiedet, habe er es nach jeweiliger Prüfung zu Spänen zerfeilt, und erst beim dritten Versuch sei das vollendete Werk unter den Hammerschlägen des Meisters entstanden.

An dieses Bild wollen wir denken, wenn wir von der deutschen Kurzgeschichte sprechen. Unverdroffene Arbeit, Umschmelzen und Neugießen, Formen und Feilen sind notwendig, daß dieses Gebilde gedanklicher und natürlicher Folgerichtigkeit entsteht. Knappheit und Prägnanz sind sein bester Schmuck; auf engem Raum wölbt sich der Bogen kraftvoller Spannung, eindringlich, anschaulich, gedrängt im Ausdruck.

Dieser Beschaffenheit zufolge könnte die Kurzgeschichte der gemäße Ausdruck einer Zeit sein, die ihre beste Leistung in der Maschine sieht, in ihrer Zuverlässigkeit und Präzision. Die Kurzgeschichte scheint in ihrer Knappheit diesem Geist der Zeit entgegenzukommen oder aus seiner Hast und Nüchternheit entstanden zu sein. Und die Unzahl von sachlichen Berichterzählungen, Fühl konstruierter Kurzgeschichten, die zur selben Zeit mit Schwungrad und Dynamo plötzlich da waren, scheint diese Annahme zu bestätigen. Indessen: Schärfe des Intellekts, Erfindungsgabe und Witz genügen nicht; darüber belehren uns allein die Namen der Schöpfer der deutschen Kurzgeschichte: Luther, Lessing, Zabel, Kleist befinden sich unter ihren Ahnherrn, und ihnen reihen sich, nicht zufällig, wie wir sehen werden, die Prosaischen der Gegenwart an: Paul Ernst, Ludwig Thoma, Binding, Wilhelm Schäfer, Hans Franck, Hans Friedrich Blunck, Britting u. a.

Aber die Kurzgeschichte hat nicht nur eine große literarische Tradition, sie lebte auch zu allen Zeiten, wie Volkslied, Sage und Märchen, wenn auch in größerem Gewand, im Volk, bei den Bauern, Handwerkern und Wanderburschen. Ihre vornehmere Schwester hat immer aus diesem Quell ursprünglichen Fabulierens geschöpft, wie ja die große deutsche Dichtung überhaupt ihre gestaltenden Kräfte immer wieder aus dem Volkstum empfängt.

Wir wollen zunächst, um ein besseres Verständnis für die Kurzgeschichte zu gewinnen, uns das Wesentliche der andern Prosagattungen vergegenwärtigen.

Der Roman, der uns in breitem epischen Fluß das Schicksal, die innere Entwicklung eines Menschen oder

¹ Einführungsvortrag zu einem Rezitationsabend, gehalten vor den Ausländern der Freiburger Ferienkurse, August 1937. (Zabel: Unverhofftes Wiedersehen. Kleist: Bach. Schäfer: Der Spazierstock. Franck: U. d. v. X. w. Blunck: Der kleine Herr Tiedemann.)

einer Gemeinschaft im Gesamtverlauf schildert, will uns durch seine Fülle und Vielfalt eine Vorstellung von Leben und Sein und zugleich eine Wesenserhellung des Daseins geben. Sein Ziel ist: Fülle des Erlebens und Einheit der Schau.

Die Novelle wählt aus dem Gesamt dieser Schicksalslinie die entscheidende Wendung, die Schicksalskurve heraus, um in spannungsvollem Ablauf Wandlung und Reifung des Helden zu gestalten, wobei die Handlung nichts Zufälliges, Fremdes ist, sondern sich notwendig aus dem Charakter des Helden ergibt. Ihre Eigenart ist dramatische Spannung und epische Besinnlichkeit zugleich, beide ineinandergebunden durch eine strenge Bauform.

Die Fabel will eine Lehre in knapper, konkreter Weise vermitteln. Sie strebt nach Weltdeutung und Lebensweisheit.

In die klassische Kurzgeschichte sind die Wesensmerkmale dieser drei Prosagattungen eingeschmolzen; hierin der Ballade verwandt.

Sie besitzt die epische Anschauungskraft des Romans, die dramatische Spannung der Novelle und die straffe Disziplin der Fabel, so daß von ihr mit besonderem Recht die Bestimmung gelten darf, die Binding von der Dichtkunst gibt: Sie sei Gestalt und Ausdruck innersten Empfindens in äußerster zwingender Bestimmtheit. So sammelt sie, wie der Diamant die Strahlen, alles Geschehen in einem Brennpunkt.

Aber noch etwas Wichtigeres hat die Kurzgeschichte mit den genannten Gattungen gemeinsam: neben der Lust zum Fabulieren, die zum Spintisieren, das will sagen, den Drang, hinter der Welt der Erscheinungen noch eine andere aufleuchten zu lassen, da, wo wir auf sicherem Grund zu gehen vermeinen, uns verborgene Tiefen und Rätsel zu zeigen. Während ihre romanischen Geschwister rationale Einordnung anstreben, will sie die irrationale Deutung. Ihr Sinn ist: das Leben stolz zu meistern in Ehrfurcht und Demut vor den Schicksalsmächten.

Und gerade darin ist sie urdeutsch und eine zeitlose Dichtungsform.

In der Gegenwart aber hat sie eine besondere Bedeutung und ein fruchtbares Wachstum gefunden. Dem Literatentum der Vergangenheit wollte sie nicht gelingen, weil es an den Voraussetzungen gebrach: an Wille, Zucht, Klarheit, Deutungstiefe und Gesamtschau. Diese sind aber gerade die Vorbedingungen und Gestaltungskräfte unserer deutschen Gegenwart in allen Lebensbereichen.

Die Kurzgeschichte ist eine der dichterischen Ausdrucksformen einer männlich entschlossenen Zeit. Eine solche bedingt, um einem oft erhobenen Einwand zu entgegen, weder Einseitigkeit, noch Einförmigkeit. Im Gegenteil: Witz, Humor, Tief Sinn, Lebensernst und heiteres Spiel, das Leben in seiner prallen Fülle ist

einbezogen, freilich immer vom Willen zum Wesenhaften beherrscht. Das Männlich-Heroische ist weniger in Stoff und Ereignis als in der Gesinnung und Haltung zu suchen.

Welches sind nun die Inhalte der Kurzgeschichte?

E. Strauß läßt in seiner Novelle „Gartenäre“ seinen Helden erzählen, wie er nach einem Sommerregen, wie so oft schon, über den mit Kieselsteinen beworfenen Bahndamm schritt. Doch diesmal blieb er ergriffen stehen. Aus den sonst „grau und trüb“ daliegenden Steinen „leuchtete eine wahre Musik von Kieselsteinen... wie eine Symphonie der Urheimaten der hierher zusammengeschwemmten Steine“.

Diese verzaubernde, läuternde Macht, ist auch dem Meister der Kurzgeschichten eigen: den Regenbogenblick der kleinen Dinge und Ereignisse erstrahlen zu lassen, so daß wir noch im Splitterchen das Ganze, im Abseitig-Verborgenen das Menschlich-Große und im Unbedeutenden das Schicksalsträchtige erleben. Er vermag in jeden Tropfen, den er aus der Tiefe des Lebensstromes emporhebt, das Bild des ganzen Stromes hineinzuzaubern, gleich dem Hans Unwirsch in Raabes „Zungerpastor“, der in des Vaters Schusterfugel die Wunder der Welt schaut.

Zur Veranschaulichung des Gesagten wollen wir einen Blick in unsere Auswahl tun.

Zebel und Kleist, in seelischem Herkommen und geistiger Haltung grundverschieden, beide aber große Vorbilder zeitgenössischer Erzählkunst, sollen zuerst zu uns sprechen.

Zebel erzählt im „Unverhofften Wiedersehen“, wie der Tod ein Brautpaar kurz vor der Hochzeit trennt. Der Bräutigam, ein Bergknappe, kehrt nicht mehr aus dem Schacht zurück. 50 Jahre trauert die Braut um ihn. Dann wird sein Leichnam durch Zufall geborgen. Niemand kennt den von Alter und Verwesung Unberührten. Aber die Braut erkennt ihn und gibt ihm mit freudiger Zuversicht das Geleit zum Grabe. Das ist zunächst nur ein anspruchslos scheinender Bericht über ein sonderbares Geschehen. Was aber hat der Dichter nicht alles hineinbeschworen! Und wie sinnbildhaft wächst der Einzelfall zum Abbild von Welt- und Menschenwesen!

Die Zeit selbst, gegenwärtig und zugleich unerbittlich verströmend, ist leibhaftig gestaltet: „Unterdessen wurde die Stadt Lissabon in Portugal durch ein Erdbeben zerstört... die Kaiserin Maria Theresia starb... die französische Revolution und der lange Krieg fing an... Napoleon eroberte Preußen und die Engländer bombardierten Kopenhagen, und die Ackerleute säten und schnitten. Der Müller mahlte und die Schmiede hämmerten und die Bergleute gruben nach Metalladern in ihrer unterirdischen Werkstatt.“ Erdbeben, Krieg und Völkerbewegungen, Geburt und Tod, eine gewaltige vielstimmige Symphonie der Zeit, und Weltereignisse rauscht an uns vorüber, um in die schlichten, ewigen Grundakkorde von des Menschen stetiger erhaltender Arbeit, von Säen und Ernten ausklingen. Und damit leitet uns Zebel unmerklich aus den bewegten Zeitläuften in das schwedische Dorf Falun zurück, zum Grabe des Bergmanns.

Dieser Bericht von der verflossenen Zeit ist nicht nur eine kunstvolle Brücke vom Einst zum Jetzt, eine Ver-

bindung der beiden Handlungspfeiler, sie vermittelt uns zugleich den Wesenskern der Geschichte: das Erlebnis der Zeit.

Am Leib des Bergmanns ist sie spurlos vorüber gegangen, und auch an der unwandelbaren Liebe des Frauenherzens. Aber sie erweist erschütternd alles Hinfällige, Vergängliche an der Gestalt der Braut, die in „hingewelktem, kraftlosem Alter“ vor die „jugendliche Schöne des Bräutigams“ tritt.

Am Ende aber sind Vergänglichkeit und Tod, Zufall und Geschick überwunden; denn das Menschenherz, unerbittlich zwischen Zeit und Ewigkeit gestellt, findet seinen Weg und seine Rechtfertigung durch Selbsttreue, Schicksals- und Gottgläubigkeit. Das wollen uns die Worte der Greisin am Grabe des Bräutigams sagen: „Schlafe nun wohl, noch einen Tag oder zehn im kühlen Hochzeitbett, und laß Dir die Zeit nicht zu lang werden. Ich habe nur noch wenig zu tun und komme bald, und bald wird's wieder Tag. Was die Erde einmal wieder gegeben hat, wird sie zum zweitenmal auch nicht behalten.“

Kleists Bachanekdote nimmt wieder das Menschenherz in seiner Hilfslosigkeit und Größe zum Thema. Wenn Kleist in dem einen einzigen, in seiner Strenge und Straffheit preußisch gebauten Satz, der wie ein stählerner Bogen die Anekdote umspannt, von dem alten Meister berichtet, dem der Tod die Lebensgefährtin entriß und der gleichsam seine Hand noch suchend ausstreckt, die lebendige Wärme der ihrigen zu spüren, dann erleben wir den Ursinn des Wortes Ehe, alt-hochdeutsch — etwa — das Gesetz, das Lebensgesetz als Schicksalsverbundenheit zweier Menschen. Und wie Kleist uns gerade durch den Gegensatz zwischen der hartgeschmiedeten, teilnahmslosen Sprache und dem ratlosen Schmerz um die Tote erschüttert, das ist höchste Meisterschaft und läßt das Wesen Bachs selbst ahnen, innige Gefühlskraft und erhabene Strenge der Form, den Schöpfer der Fugen und der Brandenburgischen Konzerte.

Es ist sehr aufschlußreich, die beiden eben besprochenen Dichtungen, Variationen über das Thema: Trennung der Liebenden durch den Tod, bei Zebel und Kleist vergleichend zu betrachten. Der gemütszarte, weichere Zebel läßt die junge Braut durch ihr Leid zu einem starken Frauenwesen voll Treue und mannhafter Unerschütterlichkeit reifen, Kleist der Dichter der Hermannschlacht und des Michael Kohlhaas, der Gestalter des Männlich-Heroischen, enthüllt uns, einen Augenblick lang, die Hilfslosigkeit, die tiefe Erschütterung eines der männlichsten Herzen.

So zeugen diese beiden Dichtungen von der Spannweite ihrer Schöpfer und von ihrer großen Einsicht in das Wesen von Mann und Frau... führen uns Zebel und Kleist durch eine Gebärde, durch ein einziges Wort von der kleinen in die große Welt, aus der Enge zu Einsicht und Gesamtschau, so geht Wilhelm Schäfer gern den entgegengesetzten Weg. Wie er selbst sagt „leuchten sie in ein Stück Weltgeschichte“ anekdotisch, d. h. von einer zufälligen Seite aus hinein. So spart er in seiner Anekdote „Der Spazierstock“ inmitten der bedrohlichen Ereignisse der französischen Revolutionskriege einen kleinen Raum aus, um ihn mit einem heiter-ernsten Spiel auszufüllen, das in

Sprache und Haltung mozartische Leichtigkeit und versteckten Tiefstimm vereinigt.

Es bleibt nicht beim zufälligen, beziehungslosem Spiel. Der tolle Streich, den der Student Hermes und seine Gefellen auf die Gräfin Coudenhoven verüben, springt unversehens und ungewollt in den Wirbel großer politischer Geschehnisse. Der übermütige, Knabenhafte Hermes aber beweist in schlimm veränderter Lage ritterlichen Sinn und umsichtige Unerfrohenheit. So hören wir hinter dem überlegenen, weltgewandten Musizieren des Erzählers nicht nur das Grollen herausziehender Gewitter, wir wissen auch: Männer werden da sein, die ihren Lebensmut und ihre Leistung, die sie in unbeschwerter Zeit in kleinen Pfennigen ausgaben, jetzt, da die Stunde es gebietet, entschlossen einsetzen, um das ihrige im Wandel der Zeit zu tun.

Die Spannweite der deutschen Kurzgeschichte erkennen wir neben W. Schäfer besonders bei Hans Franck, der in seiner ersten Sammlung „Der Regenbogen“ den Wandel in der deutschen Geschichte, die Vielfalt deutschen Wesens, der Landschaften und Volksstämme farbig und geistvoll, in epischer Gelassenheit, häufiger aber, und am charakteristischsten für ihn, dramatisch straff und auch im Sprachlichen auf Zusammenballung bedacht, wiedergibt.

U. d. v. R. w. heißt unsere Geschichte. Schon das Rätsel, das uns dieser Titel aufgibt, ist ein Vorgeschmack für die sprachlichen Schwierigkeiten, die sich durch den äußerst gedrängten Stil einstellen. Man kann sich der Vorstellung nicht ganz erwehren, daß Hans Franck manchmal als disziplinfreudiger Exerziermeister seine Gedanken stramm stehen und Rapport geben läßt. Doch Scherz beiseite! Gerade dieser Vergleich erklärt, daß wir diese Sprache nicht mit der Marke „Telegrammstil“ abtun dürfen; denn sie hat ihre Wurzeln in einer fanatischen Ehrlichkeits- und Wahrheitsliebe ihres Schöpfers, dem alle Phrase, jeder ungediegene Zierat verhaßt ist und der vom Menschen wie vom Wort das Eine fordert: Echtheit. Ein schönes Bild dafür haben wir in unserer Geschichte. Ein Mensch, der seiner Lebtag nur auf seinen eigenen Vorteil bedacht und, weil das Leben nicht nur gibt, sondern auch fordert, zum Dieb und Strauchritter geworden war, wird beim Pferdediebstahl ertappt und soll gehängt werden. Im letzten Augenblick erbietet er sich, mit einem Beutel Gold demjenigen zu lohnen, der sich für ihn hinrichten lasse. Der Richter geht auf den Handel ein, und ein alter, stelzfüßiger Landsknecht, der seine Familie nicht mehr ernähren kann, meldet sich! Er wird begnadigt.

Jetzt aber weigert sich der Dieb, den ausgedienten Lohn zu zahlen, worauf das Urteil unerbittlich an ihm vollstreckt wird.

U. d. v. R. w.: und der von Rechts wegen gehängt werden sollte, wird gehängt!

Kein formales, kein Paragraphenrecht spricht das Urteil, sondern das gesunde, natürliche Rechtsempfinden des Volks und seines Sprechers. Gerade diese Geschichte weist mitten in das Wesen deutscher Dichtung hinein, der es von jeher weniger um die formale Bewältigung der Außenwelt zu tun war, als um die Erkenntnis und Gestaltung seelischer Werte, um den Mahnruf des Angelus Silesius: Mensch werde wesentlich!

Wolframs Parzival, der Simplificissimus Grimmelshausens, Faust und der Prinz von Homburg, Dürers Bilder, Bachs und Beethovens Musik, sie alle gehen diesen Weg der Wesensechtheit und der unbestechlichen Gerechtigkeit sich selbst gegenüber.

Diese Züge sind als bestes Erbeil gerade im alemannischen Dichtungsraum vertreten, bei Hebel und Gottfried Keller, in C. F. Meyers heroischen Gestalten und den stillen Landschaften Hans Thomas, heute aber bei Emil Strauß in dessen Forderung und Gestaltung der Bewährung des Menschen.

Dieser Weg der Verinnerlichung hat viele Krause Seitenpfade. Einer davon ist der Gang zum Traum, zum Wunderlichen und Verschrobenen. Und die deutsche Dichtung hat den unbedingten, aber schmerzlichen Anspruch, die Käuze, Sonderlinge und Träumer in ihr Herz geschlossen zu haben. Den Helden Jean Pauls und E. Th. A. Hoffmanns, den Figuren Spitzwegs und Wilhelm Buschs sind die aus der Volksseele geborenen Narren- und Träumergestalten des Till Eulenspiegel und des Hans im Glück Bevatter gestanden. Schalkhaftigkeit und kindliche Gutgläubigkeit sind ihnen eigen und der wehmütige Humor des deutschen Michel, der seine Hände ratlos in die Tasche stopft und, ob der Zeitläufte verwundert, ratlos Rauchkringel aus seiner Pfeife bläst.

Wir möchten sie nicht missen, diese liebenswerte, tragikomische Gestalt, wie sie uns Hans Friedrich Blunck in dem „kleinen Herrn Tiedemann“ vorstellt, obschon wir heute, aus härterem Holz geschnitzt und vom Anruf der Zeit ausgerichtet, zu entschlossenem Einsatz und nüchternem Werkstum gewillt sind. Aber vergessen und abgetan haben wir unsere Träume und kausigen Einfälle darum nicht, wenn wir sie auch an weniger sichtbarer und gefahrloserer Stelle unterbringen. Und so haben wir Humor genug, über den seltsamen, rührenden Einfall des Herrn Tiedemann zu lächeln, der als Ersatz für seine Ehefrau, einer Keifzange und bösen Sieben, sich die Frau seines Herzens vorzaubert; ein Bild der Schönheit und der Güte, mit der er in der Einbildung und auf Flügeln der Phantasie gewissermaßen, auf der Hauptstraße seiner Stadt stolz und ritterlich aufmerksam spazieren geht. Bis das böse Schelten seines wirklichen, leider nicht eingebildeten Eheweibes ihn auf die Beine und in die schnöde Wirklichkeit zurückstellt.

Indem wir mit Hebel und Kleist begannen, haben wir sie gleichsam als Schutzgeister bestellt. Sie sind die großen Ahnherren der modernen klassischen Kurzgeschichte. Hebel gibt ihr Gemütsstiefe und die Beschaulichkeit Schwarzwälder Spinnstuben und Ofenbänke, Kleist schuf die strenge, sagen wir ruhig, die preußische Sprach- und Gedankenform. Deutsch aber in umfassender Bedeutung ist sie durch ihre Aufgeschlossenheit im Sinne des Goetheschen: „Zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt“, in ihrem Drang zum Wesentlichen, zur Gesamtschau.

Sicher steht die Kurzgeschichte weit hinter dem Drama, dem großen Epos: doch ist sie eine schöne, gutgewachsene Frucht, an deren Duft und Farbe wir gleichwohl den Baum deutscher Dichtung erkennen mögen, der seine stolzen und bescheidenen Früchte mit beglückender Vielfalt letztlich immer aus ein und derselben Wurzel nährt.

Freih Willendorf Albrecht Dürer.

Zur zweiten Schulschau des Bad. Unterrichtsministeriums.

Die Kraft des großen deutschen Künstlers, Albrecht Dürer, erwuchs im Zeitalter der Entdeckungen, der Renaissance und der Reformation, auf dem Boden der getreuen Reichsstadt Nürnberg. Nahezu 200 Jahre dauerte die Blütezeit dieses „deutschen Schatzkästleins“, in dessen Mauern die Malerwerkstätten alte Handwerkerüberlieferung gewissenhaft gepflegt haben. Der europäische Ruhm des mittelalterlichen Nürnberg übte auch auf den ehrsamem Goldschmied Albrecht Dürer den Älteren seine Anziehungskraft aus.

Die Vorfahren der „Dürer“ waren Pferdezüchter, sie stammten aus der deutschen Kolonie Eytas in Ungarn, der Großvater Antoni Dürer kam als Knabe in das Städtchen Gyula bei Großwardein und erlernte das Goldschmiedehandwerk. Der Vater des genialen Deutschen gelangte im Jahre 1455, auf der Wanderschaft, nach Nürnberg und heiratete, nachdem er 1468 das Meisterrecht erworben hatte, die Tochter seines Lehrherren, Barbara Holper. Als drittes Kind von 18 Nachkommen erblickte Albrecht der Jüngere am 21. Mai 1471 die Welt. Zeichnerisch hervorragend begabt, sollte der Knabe auch Goldschmied werden und kam zu seinem Vater in die Lehre; aber bald „trug ihn seine Lust mehr zur Malerei, denn zum Goldschmiedwerk“. Die Eltern gaben dem inneren Drang des frühreifen Sohnes nach und schickten ihn 1486 zu dem damals bekanntesten Nürnberger Maler Michael Wohlgemut in die Lehre.

Schon in der Silberstiftzeichnung, dem Selbstbildnis von 1484, verließ der Dreizehnjährige den Bereich des Herkömmlichen und betrat die steile Bahn des Genies. Nach harter Lehrzeit begab sich Dürer 1490 auf die Wanderschaft; über Augsburg, Ulm und Ravensburg, erlebte der junge Künstler die Welt am Oberrhein. Er sah den Stil der Druckerstädte Basel, Colmar und Straßburg, bekam aber auch Kupferstiche des italienischen Meisters Mantegna in die Hand. So mußte sich der Geselle Dürer frühzeitig entscheiden, ob er Kirchenmaler oder Graphiker werden wollte. 1494 kehrte der Jungmann in die Heimat zurück und heiratete, nach Wahl und Vorschlag der Eltern, die Tochter des Kupferschmieds Hans Frey, eine nüchterne Nürnbergerin, mit der er 33 Jahre in kinderloser Ehe gelebt hat. Diesen Zeitpunkt bezeichnet ein Selbstbildnis, das Dürer 26 Jahr alt malte, und das seine menschliche Erscheinung als eines der schönsten Männer jener Zeit überliefert. Das bekannte Münchner Porträt mit der Jahreszahl 1500 und dem weltbekanntesten Künstlerzeichen A. D. gibt ein Wunschbild seiner selbst; Dürer, der Künstler, wurde in ihm zum Führer, zum Renaissance-menschen. Des Meisters große Bildauffassung ließen erst ihn zum eigentlichen Schöpfer der Bildgattung des Porträts werden; denn alle

Selbstbildnisse seiner Vorgänger sind nur schwache Ansätze.

Die größte Tat nach Dürers Heimkehr aus Oberitalien, wo er 1494/95 in Venedig weilte, war die Holzschnittfolge der „Apokalypse“, die 1498 erschien. In ihr bewältigte er einen wirr phantastischen Stoff, dessen Gestaltung nur aus der damaligen Weltuntergangsstimmung einer von religiösem Volkswahn besessenen Jahrhundertwende zu deuten ist. Wie stark der Linienausdruck dieser kühnen Bildschöpfungen gesteigert wurde, ergibt ein Vergleich mit den primitiven Vorgängern der Blockbücher. Je mehr wir uns in das Herbe, Eckige, Männliche von Dürers Holzschnitten hineindenken, desto eindringlicher fesselt uns die „Apokalypse“, die von feinfühligem Holzschnidern nach seinen Zeichnungen geschnitten wurde. Hinter den Landschaften der Holzschnitte stehen aber die köstlichen Naturstudien, sie sind am wenigsten zeitgebunden und sprechen unmittelbar an. Anfangs zeichnete der Maler in seinen Aquarellen, wie der „Drabtzieh-mühle“, sehr kläuberlich und gewissenhaft, später zeigen sie eine größere Geschlossenheit. Die letzten Landschaftsskizzen haben das Wesentliche auf den kürzesten und treffendsten Kenner gebracht, es sind Blätter von unerhörter Sparsamkeit der Mittel.

Die Vorliebe eines Dürer mußte aber als Renaissance-Künstler hauptsächlich der menschlichen Gestalt gelten, dem aus mittelalterlich-kirchlichen Gedankengängen emporgehobenen Menschen, dessen Körperlichkeit sich, die christliche Askese hinter sich lassend, nach dem Ideal der Antike richtete. Straff und sehnig ist seine anatomische Zeichenkunst, ihr festgegliedertes Knochengerüst bleibt überall spürbar; nur wenn man die Bewegung in einem Körper fühlt, dann ist auch der Künstler zufrieden.

Urdeutsch sind die Blätter vom Ritter Georg zu Fuß und zu Pferd, die derben Bürger-, Bauern- und Landknechtgestalten und das Antoniusblatt mit der Nürnberger Burg. Die drei weltbekanntesten Meisterstiche: „Ritter, Tod und Teufel“ (1513), die „Melancholie“ und „Hieronymus im Gehäus“ (1514) bilden durch die Bedeutsamkeit des Inhalts, in der Vollendung der technischen Durchbildung und infolge ihrer rein künstlerischen Schönheit eine Klasse für sich. Die größte Liebe des Meisters galt dem „Reuther“, dem todesmutigen Ritter. Von Jugend auf hat er den edlen Tierkörper und die Ritterrüstung studiert, und mit Recht tritt in diesem heldischen Stich Dürers innere Verwandtschaft mit Luthers Seele klar hervor. Ohne den beflügelnden Geist der deutschen Reformation wären diese drei Meisterwerke germanischer Griffelkunst nicht geschaffen worden.

Das Reisen war für Dürers Werdegang von ungeheurer Bedeutung, es gab ihm Gelegenheit zur

Überprüfung des Könnens, förderte seinen Ruhm und verschaffte ihm neue Aufträge. Denn die Vaterstadt gab ihrem großen Sohne nur wenig zu verdienen, und oft wurde es ihm, den meist nur auswärtige Gönner beschäftigten, in Nürnbergs Mauern zu eng. 1505—1507 unternahm Dürer, als überlegener, selbstbewusster Künstler, seine zweite italienische Reise, die ihn durch Tirol nach Venedig führte. Zehn kostbare Briefe an seinen Freund Willibald Pirckheimer, der ihm das Reisegeld vorgestreckt hat, geben Aufschluß über alles, was des Meisters Sinnen und Trachten in Italien bewegte. Dort malte er für die Kapelle des deutschen Kaufhauses ein Altarbild „Das Rosenkranzfest“, dem er sein Ansehen in Venedig zu verdanken hatte. Der Abschied von der Lagunenstadt, wo ihm hohe Ehren zuteil wurden, fiel dem geschätzten Maler nicht leicht; damals schrieb er an Pirckheimer: „O, wie wird mich nach der Sonne frieren, hier bin ich ein Herr, daheim ein Schmaroger!“ In Venedig aber fiel die letzte Befangenheit des spätgotischen Menschen ab, ohne daß Dürer sein deutsches Wesen dabei verlor.

1507 nach Nürnberg zurückgekehrt, wandte sich Dürer vor allen Dingen der Graphik zu, für die er eine besonders starke Neigung und Begabung besaß; so setzten nach der „Apokalypse“ andere Blätterfolgen ein, die zahlenmäßig mehr als die Hälfte seines Lebenswerkes ausmachen. Sie brachten wieder andere Seiten seines Wesens zur Darstellung; denn in zwei Polen ruhte seine große Kunst, er war weltlicher Renaissance-mensch und spätmittelalterlicher Christgläubiger zugleich. Dem jeweiligen Kreise seiner Besteller entsprechend, schuf der phantasievolle Bildgestalter fünf verschiedene Passionsfolgen, solche für Laien und für Kenner: die Große, die Kleine, die sogenannte Grüne (nach der Papierfarbe benannte), die Kupferstich- und Holzschnittpassion. Als empfindungsreinstes Holzschnittwerk vollendete der Vielseitige die Folge von „Marienleben“, mit ihr schloß er eine Trilogie ab. In Dürers „Apokalypse“ herrscht das unentrinnbar waltende Schicksal, in der „Passion“ steht der Überwinder, der Mann als Held im Mittelpunkt, und im „Marienleben“ singt er ein hohes Lied auf die deutsche Frau und Mutter. Für das Volk mit seinem einfachen und klaren Empfinden entwarf der Zeichner die kleine Holzschnitt-Passionsfolge, da wollte er Mahner und Helfer, Gestalter und Ausdeuter der Umwelt sein, was heute leider viele Künstler vergessen haben. Dürer griff darum mit dieser Leidensgeschichte dem einfachen Mann ans Herz, er entspannte aber auch den Beschauer durch eine leise an die Osterspiele mahnende Komik.

Das Leben und Weben in einem Stückchen Wiese wurde für den Nürnberger Meister zu einer ganzen Welt; genau so wahrhaftig und überzeugend zeichnete und malte er einen Feldhasen mit der ganzen Hingabe, die das organische Verbundensein allseitig erfaßte. „Denn wahrhaftig steckt die Kunst in der Natur, wer sie heraus kann reißen, der hat sie!“ Bei diesem berühmten Ausspruch des Künstlers denken wir besonders an die tragische Größe der 1514 entstandenen Kohlezeichnung von Dürers Mutter, die er in ihrem 63. Lebensjahr, kurz vor ihrem Tode ausführte. Bereits 1509 kaufte Dürer das bekannte Haus am

Tiergärtnerort, dort ist seine Mutter in treuer Obhut gestorben, zu einer Zeit, da ihr großer Sohn in seinen Meisterstichen den Höhepunkt seines graphischen Schaffens erreicht hatte.

Als ureigener Schöpfer der Bildnismalerei hat der Künstler nach den ersten Selbstporträts schon 1499 den Lindauer Handelsherrn Oswald Kreel, den Nürnberger Altbürger Hans Tucher und dessen Frau Felicitas selbstbewußt dargestellt. Zwei Zeichnungen des Lebensfreundes und Gelehrten Willibald Pirckheimer von 1503 bekunden, wie selbständig-frei Dürer dessen Kopf erfaßt hat. Den verschiedenen Männerbildnissen stehen die selteneren Frauenbildnisse, auch die „Maria mit dem Kinde“ (1512), nicht nach. In dankbarer Anhänglichkeit hat der treue Mann seinem 83jährigen Lehrer Michael Wohlgemut drei Jahre vor dessen Tode (1516) ein unvergängliches Denkmal geschaffen. 1518 genehmigte Kaiser Maximilian dem Meister ein Leibgeding von 100 rheinischen Gulden (530 RM.) jährlich auf Lebzeiten und erteilte Dürer den Auftrag, das Gebetbuch des Kaisers mit Randzeichnungen zu schmücken. Einmal war es Dürer vergönnt, 1518 „zu Augsburg hoch oben auf der Pfalz in seinem kleinen Stübel“ der Majestät des Maximilian gegenüberzusitzen. Die erhaltene Skizze, mit der wohlgelungenen Frische der ersten Niederschrift, wurde in einem Gemälde und zwei großen Holzschnitten bildmäßig ausgearbeitet. Nur von einem gewaltigen Zeitgenossen Dürers haben wir leider kein Bildnis von des Meisters genialer Hand, von Martin Luther. Trotz höchster Verehrung, Geschenken und Dank klingt es wie eine Klage, wenn der Künstler an Spalatin schrieb: „Und hilft mir Gott, daß ich zu Doctor Martinus Luther komme, so will ich ihn mit Fleiß abkonterfeien und ihn in Kupfer stechen zu einem dauernden Andenken.“

Viele Bildniszeichnungen Dürers stammen von seiner Niederländischen Reise, die er 1520/21 unternahm, um die Fortdauer seines Jahresgehalts von dem dort weilenden Karl V. zu erwirken, aber auch um die Werke der Niederländer kennen zu lernen. Mit Frau und Magd und einem Stoß gedruckter Kunst fuhr er über Erlangen nach Bamberg den Main und Rhein abwärts. Das uns erhalten gebliebene Tagebuch der Niederländischen Reise gibt hierüber wertvolle Aufschlüsse, noch bedeutsamer sind die Silberstiftzeichnungen, Skizzen und Studien, die unter dem Namen „Niederländisches Skizzenbuch“ bekannt sind. Auf einem dieser breitformatigen Blätter hat Dürer den Reichsherold Caspar Sturm festgehalten, einen Kriegsmann und Politiker, der Luther nach Worms begleitet hat. In seelischem Gegensatz zu diesem Reichsherold steht das Konterfei des Reformators Melanchthon, seinen Ausdruck edler Begeisterungsfähigkeit steigerte Dürer, als der Abgebildete in die vier Temperamente seiner Apostelbildnisse eingereiht wurde. Im Jahre 1526 schuf der Meister seine letzten unsterblichen Bildnisse vertrauter Männer, deutsche Bürger schlechthin: Johann Kleberger, Jacob Muffel und Hieronymus Holzschuher, Werke, die zum Teil volkstümlich wurden. Noch vor der Arbeit an ihnen gelangte der Graphiker zum Ausklang der Passionen, jener von ihm ins Knorrig Germanische übersetzten Gestalten-

welt. Die letzte Reise erreichten mehrere Einzeldrucke von großzügiger Vereinfachung, klarster Linienführung und wesenhaftem Ausdruck, hier seien nur die kleinen Kupferstiche einiger Apostel und der Holzschnitt „Das Abendmahl“ genannt.

In Dürers kunsttheoretischen Schriften, die sein Ringen um die Wahrheit und Schönheit bekunden, erkennen wir sein Streben, die Klarheit der Form zu finden. Als Techniker war der alternde Meister Naturalist; als Denker und Theoretiker jedoch war er anti-naturalistisch, er suchte das Gesetz. So gab er ausgezeichnete Vorschriften über die Geheimnisse der Augpunkt-Perspektive in seinen 1525 erschienenen „Unterweisungen der Messungen mit Zirkel und Richtscheit“, die Hans Thoma 1908 neu herausgegeben hat. Sehr wichtig war für Dürer die Lehre von der menschlichen Proportion; hier leitete ihn das altüberlieferte Konstruieren des Gotikers mit Zirkelschlägen, das er auf die menschliche Figur anwandte. An die Schlagkraft seiner unerreichten Naturstudien kommt aber keine Konstruktion heran. Für sie zeugen, neben vielen Einzelblättern, der prächtige Greisenkopf eines 93-jährigen, aber auch Dürers Ganzheit, seine umfassende Begabung, die ihn ebenso sicher ein Rhinoceros wie ein Ringerbuch zeichnen ließ. Auch der Forscher, der Astronom und Geograph war in dem Renaissance-menschen vorhanden; und eine „Befestigungslehre“ stempelte den genialen Zeichner sogar zum Städtebau-theoretiker. Nie zufrieden legte er an früher Entstandenes einen unerbittlichen Maßstab, als erster wandte er die Kadierung in Eisen an; auf einem Aizgrund ist so, malerisch weich, die „Große Kanone“ entstanden.

Im Dienste Kaiser Maximilians beteiligte sich Dürer an dem Entwurf der Druckungeheuer vom Triumphwagen und Triumphzug (1522), und aus einem Brief Melanchthons erfahren wir später, daß der Maler zuletzt von der Betonung des Besonderen zur Größe im Einfachen strebte. Der fertigen Leistungen wurden es aber vom Jahre 1525 ab immer weniger; denn seine versagende Gesundheit beklagte der Freund mit den Worten: „Er war ausgedörrt wie ein Stroh-wisch“. Noch einmal raffte sich der vom Tode Gezeichnete auf zu seinem einzigartigen Vermächtnis, den „Vier Aposteln“. Sie waren für keine Kirche bestimmt, sondern sind ein Geschenk an Dürers Vaterstadt Nürnberg für den Amtsraum der Bürgermeister, ihr Inhalt galt dem angemessenen Glauben. Diese „Vier Temperamente“ sind als Denkmal somit das künstlerische, politische und religiöse Testament des

Meisters gegen Gottlose, Schwärmer und Kleingeister. Mit ihm zog Dürer die Summe einer vergangenen Epoche im Sinne der neu angebrochenen Zeit.

Unvermutet rasch starb der große Mensch und Meister den 6. April 1528, am ersten Osterfeiertag, überall in deutschen Landen und weit darüber hinaus trauerte man um ihn. Männer wie Melanchthon, Luther, Erasmus von Rotterdam gaben ihrem Schmerz redten Ausdruck. Von seinem Freunde, dem vereinsamten Willibald Pirckheimer aber stammt die flas-fisch einfache, lateinische Grabinschrift auf seiner Gruft im Nürnberger Johannisfriedhof, die übersetzt lautet: „Was an Albrecht Dürer sterblich war, birgt dieser Hügel.“

Schriften von Albrecht Dürer:

1. Tagebuch der Niederländischen Reise (Inselbücherei, Nr. 150). 0,90 RM.
2. Albrecht Dürer: Unterweisung der Messung, herausgegeben von Hans Thoma, München 1908 (vergriffen).

Schriften über Albrecht Dürer:

1. Wölfflin, H.: Die Kunst Albrecht Dürers, Bruckmann, München. 7,50 RM.
2. Wölfflin, H.: Albrecht Dürers Handzeichnungen, Piper, München. 14 RM.
3. Knackfuß: Albrecht Dürer (Künstlermonographien), Velhagen & Klasing, Bielefeld. 3 RM.
4. Ortner, Eugen: A. Dürer, Reil-Verlag, Berlin. 3 RM.
5. Waldmann, E.: A. Dürer. Ausgabe in einem Band, Insel-Verlag, Leipzig. 4,50 RM.
6. Waegoldt, W.: Dürer und seine Zeit. 4,80 RM.
7. Bruckreis, A.: A. Dürer, Knorr & Girth, München. 4,80 RM.
8. Winkler, Fr.: A. Dürer, Klassiker der Kunst, Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart. 18 RM.
9. Kurth, W.: Dürers sämtliche Holzschnitte, Solbein-Verlag, München.
10. Wustmann, K.: Dürer, Monographien, Teubner, Leipzig. 1,80 RM.
11. Seidrich: Die altdeutsche Malerei, Diederichs, Jena. 6,80 RM.
12. Gezer, Th.: Dürers deutsche Form (Beitrag in Zeitschrift „Kasse“, 1935, Heft 4), Teubner, Leipzig. 1,20 RM.
13. Schilling, E.: A. Dürer, Niederländisches Reisefixzenbuch, Prestel-Verlag, Frankfurt. 25 RM.
14. Franke: Albrecht Dürers Zeichnungen (vergriffen).
15. Waegoldt, W.: Dürers Ritter, Tod und Teufel, Schriftenreihe des Preuß. Jahrbuchs, 1936. 1,20 RM.
16. Sagen: Deutsches Sehen, Piper, München. 6 RM.
17. Katalog der Dürer-Ausstellung Nürnberg 1928.
18. Fischer, O.: A. Dürer, Leben und Werk, Einhorn-Verlag, München. 6,80 RM.

